Albrecht von Haller

Die Alpen

1729

Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist. Es war die Frucht der großen Alpen-Reise, die ich An. 1728 mit dem jetzigen Herrn Canonico und Professor Geßner in Zürich getan hatte. Die starken Vorwürfe lagen mir lebhaft im Gedächtnis. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnötig vergrößerte. Die zehenzeilichten Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viele besondere Gemälde zu machen, als ihrer selber waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung noch schwerer. ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an, und da alles fertig war, gefiel mir sehr vieles nicht. Man sieht auch ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohensteinischen Geschmacks darin.

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser, [Fußnote] Diese 10 Verse stehen nicht in der ersten Auflage.

–

Braucht, was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Teilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd, [Fußnote] Die berühmten Vogelnester, die in Indien unter den Leckerbissen ganz bekannt sind und die man zuweilen auch in Europa auf vornehmen Tischen sieht, findet man auf einigen Inseln am Ufer von Tunkin.

–

Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd; [Fußnote] Wie Wilhelm der Eroberer.

–

Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichtum elend bleiben!

Wann Gold und Ehre sich zu Clives Dienst verbinden,
Keimt doch kein Funken Freud in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Wert ist das, was wir davon empfinden;
Vor seiner teuren Last flieht er zum Tode hin.
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirten-Stab.
Weh ihm, wann ihn der Geiz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab.
Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Federn lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
Oh, daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!

Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Überfluß nicht zählte,
Ihm Notdurft Reichtum war und Gold zum Sorgen fehlte!

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Lust und Armut glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Tal;
Doch eurer Sitten Wert hat alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Wohl dir, vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell, den Überfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armut selbst zum Glücke,
Da Pracht und Üppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis und Holz der Götter Haus; [Fußnote]*pulmentum.*
–

Als aber ihm das Maß von seinem Reichtum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größers zu begehren.
Solang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut und Milch die reichsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du!
Dann, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichtum hat kein Gut, das eurer Armut gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemütern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweitrachtsäpfel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt und doch den Tod nicht haßt;

Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nötig, sucht und mehrers hält für Last.
Was Epiktet getan und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend untertan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh besetzt die Nacht;
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit teilt dem Volk, aus milden Mutter-Händen,
Mit immer gleichem Maß Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Straßen nicht zu Rom und zu Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und niemand lehrt die Sonn in ihren Kreisen gehn.
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt und stirbt sich unbekannt;
Die Wollust wird bei ihm vergällt und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Tränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit;
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke rot.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden. [Fußnote] Man sieht leicht, daß dieses Gemälde auf die vollkommene Gleichheit der Alpenleute geht, wo kein Adel und sogar kein Landvogt ist, wo keine möglichen Beförderungen eine Bewegung in den Gemütern erwecken und die Ehrsucht keinen Namen in der Landsprache hat.

–

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht,
So sammlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmut sich um Lieb und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.

Den aber führt die Lust, was Edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schar von jungen Schäferinnen. [Fußnote] Diese ganze Beschreibung ist nach dem Leben gemalt. Sie handelt von den sogenannten Bergfesten, die unter den Einwohnern der bernischen Alpen ganz gemein und mit mehr Lust und Pracht begleitet sind, als man einem Ausländer zumuten kann zu glauben. Alle die hier beschriebenen Spiele werden dabei getrieben: das Ringen und das Steinstoßen, das dem Werfen des alten Disci ganz gleich kömmt, ist eine Übung der dauerhaften Kräfte dieses Volkes.

–

Dort eilt ein schnelles Blei in das entfernte Weiße,
Das blitzt und Luft und Ziel im gleichen jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bei einer Dorf-Schalmei:
Und lehrt sie nicht die Kunst, sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Das graue Alter dort sitzt hin in langen Reihen,
Sich an der Kinder Lust noch einmal zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze gibet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles wert und Liebe macht es gleich.
Die Anmut wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht teilet nie, was Wert und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglücks-Kupplerin:
Die Liebe brennt hier frei und scheut kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter.

Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und tut, wornach sie strebt;
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmut fließt und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmut hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen!

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt!
Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirat-Schluß.
Die Eh wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoß.

O dreimal seligs Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn;
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beim Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut selbst auf Arbeit Rosen,
Wer für sein Liebstes sorgt, findt Reiz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ists nur das Herz, das spricht.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen
Belebet ihre Küss' und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch;
Ihr tätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüte,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leidet;
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fault, kein welscher Koch versäuret.

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schoß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden, [Fußnote] Im Anfange des Maimonats brechen aus den Städten und Dörfern die Hirten mit ihrem Vieh auf und ziehen mit einer eigenen Fröhlichkeit zuerst auf die niedrigen und im Brachmonat auf die höheren Alpen.

–

Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt;
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke gibt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt.
Dort drängt ein träger Schwarm von schwerbeleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, sich im betauten Steg;
Sie irren langsam hin, wo Klee und Muttern blühen, [Fußnote] Ein Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezogen wird. *Seseli foliis acute multifidis umbella purpurea.* A. v. Haller: *Enumeratio methodica stirpium Helvetiae indigenarum*, Göttingen 1742, p. 431.

–

Und mähn das zarte Gras mit scharfen Zungen weg;
Er aber setzet sich bei einem Wasser-Falle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schar, von Überfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder muntrer Schwarm frohlockt und spielt um ihn,
Und ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das frohe Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt ins Bett begleitet.

Wann von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift,
So eilt der muntre Hirt nach den betauten Gründen,
Eh noch Aurorens Gold der Berge Höh durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch, aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reih gehäufter Kräuter auf;
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-Speise,
Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schoß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augen-Lust weicht nützlicherm Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüte stund:
Der Apfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpur-Zügen,
Beugt den gestutzten Ast und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die Honig-reiche Pflaume [Fußnote] Die am Fuße der Alpen liegenden Täler sind überhaupt voll Obst, welches einen guten Teil ihrer Nahrung ausmacht.

–

Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben, [Fußnote] Dieser Mangel an Wein ist den eigentlichen Alpen eigen, dann die nächsten Täler zeugen oft die stärksten Weine, ganz nahe unter den Eisgebürgen, wie der feurige Wein zu Martinach am Fuß des S.-Bernhards-Bergs. Aber ich beschreibe hier die Einwohner der bernischen Täler Weißland und Siebental, wo allerdings kein Wein und wenig Korn erzielet wird.

–

Man preßt kein gährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,

Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte, klaget nicht! ihr wuchert im Verlieren;
Kein nötiges Getränk, ein Gift verlieret ihr!
Die gütige Natur verbietet ihn den Tieren,
Der Mensch allein trinkt Wein und wird dadurch ein Tier.
Für euch, o Selige! will das Verhängnis sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Eh sich der Himmel zeigt und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und weckt das Felsen-Kind;
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort;
Dort eilt ein künstlich Blei nach schwer gehörnten Böcken, [Fußnote] Steinböcke.

–

Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödlich Knallen
Tönt durch das krumme Tal und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Mehl.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Öl;
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Saur das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käs ein rund geschnitten Brett. [Fußnote]*Recocta* oder Zieger. Man kann hierbei des Herrn Scheuchzers Beschreibung der Milcharbeiten in der ersten Alpenreise nach des geschickten Hrn. Sulzers Übersetzung nachsehen.

–

Das ganze Haus greift an und schämt sich, leer zu stehen,
Kein Sklaven-Handwerk ist so schwer als Müßiggehen.

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Täler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein kristallner Damm der Flüsse Lauf versteckt,
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt;
Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen-lose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn, [Fußnote] Alle diese Beschreibungen von klugen Bauern sind nach der Natur nachgeahmt, obwohl ein Fremder dieselben der Einbildung

zuzuschreiben versucht werden möchte. Der Liebhaber der Natur, der alte tapfere Krieger, der bäurische Dichter und selbst der Staatsmann im Hirtenkleide sind auf den Alpen gemein. Ihrer Einwohner Beredsamkeit, ihre Klugheit und ihre Liebe zur Dichtkunst sind in meinem Vaterlande so bekannt als auswärtig ihre unerschrockne Standhaftigkeit im Gefechte.

–

Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn;
Er kennt die Kraft des Monds, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will;
Er zählt im Märzen schon der fernen Ernte Garben
Und hält, wenn alles mäht, bei nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rat, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leier,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Teil an seinen Hirten-Liedern,
Im ungeschmückten Lied malt er den freien Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widdern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin;
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein höhers Ansehn nimmt,
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt;
Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Faust der Blitz und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Bestürmt der Feinde Wall und rühmt die kühnste Schar.
Die Jugend hört erstaunt und wallt in den Gebärden,
Mit edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt,
Wie Tell mit kühnem Mut das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten [Fußnote] Diese Betrachtung hat schon Burnet gemacht.

–

Und Welschlands Paradies gebogne Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu und Mut, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefel-Düfte,
In deren feuchter Schoß gefangner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug am Nutzen zu ergötzen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint;
Wahr ists, daß Libyen uns noch mehr Neues gibet
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Untier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nötig, fehlt und nur, was nutzet, blüht;
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände [Fußnote] Die meisten und größten Flüsse entspringen aus Eisgebürgen, als der Rhein, der Rhodan, die Aare.

–

Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich, ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht;
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Meilen-langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich getürmt,
Sein frostiger Kristall schickt alle Strahlen wieder,

Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt, voll Futter-reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Tal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
Ein Wald-Strom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdeckten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile
Und das entfernte Tal trinkt ein beständige Tau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen. [Fußnote] Meine eigenen Gönner haben diese zwei Reimen getadelt. Sie sind also wohl schwer zu entschuldigen. Indessen bitte ich sie zu betrachten, daß die Gemsen in den ersten Auflagen, wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern würden; daß Boileau des S. Amand durch die Fenster sehenden Fische mit Recht lächerlich gemacht hat; und daß endlich, wann oben am Berg die Wolken liegen, der Staubbach aber durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, als wovon hier die Rede ist, der letzte Vers allerdings nach der Natur gemalt scheint. Ein Oberamtsmann in dem Teile der Alpen, wo der hier beschriebene Staubbach ist, hat diesen Ausdruck besonders richtig gefunden, da er ihn mit der Natur verglichen hat; und in den schönen Wolfischen Aussichten sieht man das in einem Nebel aufgelöste Wasser des Stroms.

–

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silber-Blumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen!

Wann dort der Sonne Licht durch fliehnde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Tränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt;
Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambra-Dämpfen, [Fußnote] Alle Kräuter sind auf den Alpen viel wohlriechender als in den Tälern. Selbst diejenigen, so anderswo wenig oder nichts riechen, haben dort einen angenehmen saftigen Narziß-Geruch, wie die Trollblume, die Aurikeln, Ranunkeln und Küchen-Schellen.

–

Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt;
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebürge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen. [Fußnote] Ist im genauesten Sinne von den hohen Bergweiden wahr, wann sie vom Vieh noch nie berührt worden sind.

–

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane [Fußnote]*Gentiana floribus rotatis verticillatis. Enum. Helv.* p. 478, eines der größten Alpen-Kräuter, und dessen Heil-Kräfte überall bekannt sind, und der blaue *foliis amplexicaulibus floris fauce barbata. Enum. Helv.* p. 473, der viel kleiner und unansehnlicher ist.

–

Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin;
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant; [Fußnote] Weil sich auf den großen und etwas hohlen Blättern der Tau und Regen leicht sammlet und wegen ihrer Glättigkeit sich in lauter Tropfen bildet.

–

Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle;
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt. [Fußnote]*Antirrhinum caule procumbente, foliis verticillatis, floribus congestis. Enum. Helv.* p. 624.

–

Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein; [Fußnote]*Astrantia foliis quinquelobatis lobis tripartitis. Enum. Helv.* p. 439.

–

Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide, [Fußnote]*Ledum foliis glabris flore tubuloso. Enum. Helv.* p. 417, et *Ledum foliis ovatis ciliatis flore tubuloso. Enum. Helv.* p. 418.

–

Und Felsen decken sich mit einem Purpur-Kleide. [Fußnote]*Silene acaulis. Enum. Helv.* p. 375, womit oft ganze große Felsen, wie mit einem Purpurmantel, weit und breit überzogen sind.

–

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Tal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket, [Fußnote] Die Kristall-Mine unweit der Grimsel, wo Stücke des vollkommensten Kristalls von etlichen Zentnern gefunden werden, dergleichen man in andern Ländern niemals gesehen hat, *Phil. Trans.* Vol. XXIV. Ich habe selbst das größte, das damals noch gegraben worden war, a. 1733 auf den Alpen betrachtet. Es war 695 Pfund schwer. Seit diesem Stück hat man oben im Wallis ein noch größeres und bis auf zwölf Zentner wiegendes Stück Kristall gefunden.

–

Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterirdschen Grüften
Wölbt sich der feuchte Ton mit funkelndem Kristall,
Der schimmernde Kristall sproßt aus der Felsen Klüften,
Blitzt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichtum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge: [Fußnote] Siehe die Beschreibung einer Kristall-Grube in des Herrn Sulzers *Alpen-Reise*. Ich vergleiche diese vortrefflichen Stücke mit den 40- und 50pfündigen, die zu den Zeiten des Augustus gefunden, als eine ungemeine Seltenheit angesehen und deswegen von diesem klugen Kaiser in die Tempel der Götter geschenkt worden sind.

–

Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge! [Fußnote] Kristall-Blüte heißt man allerlei Anschüsse, die um die Kristall-Gruben gemein sind.

–

Im Mittel eines Tals von Himmel-hohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt, [Fußnote] Die von Natur heißen Wallis-Bäder, die in einem so kalten Tale liegen, daß das ganze beträchtliche Dorf im Winter verlassen wird und die Einwohner sich herunter in das wärmere Wallis begeben.

–

Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und senget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf:
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feur und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der Strudel-reichen Wellen [Fußnote] Die Salz-Mine unweit Bevieux.

–

Die Wut des trüben Stroms gestürzte Wälder wälzt, [Fußnote] Der dabei fließende Waldstrom.

–

Rinnt der Gebürge Gruft mit unterirdschen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,

Schließt zwar dies kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ätzend Naß zermalmt das Marmor-Pflaster,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt, gebraucht zu sein;
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beide Seen
Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen teilt, [Fußnote] Der Rhodan nach dem mittelländischen Meere, die Reuß und Aare in den Rhein und die Nord-See.

–

Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weiße Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt. [Fußnote] Das in der Aare fließende Gold. Der Sand bestehet meist aus kleinen Granaten, wie Herr von Réaumur auch vom Sande des Rhodans angemerkt hat, und sieht deswegen fast schwarz aus.

–

Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
O Beispiel für die Welt! er siehts und läßt ihn fließen. [Fußnote] In den Gebürgen wird kein Gold gewaschen, die Alpen-Leute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden damit.

–

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geiz, Ehr und Wollust stets an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg und leerer Müh vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet
Und mehr vom Schicksal heischt als die Natur von euch,
Die ihr zur Notdurft macht, worum nur Torheit flehet:
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich!
Seht ein verachtet Volk zur Müh und Armut lachen,
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch in großen Städten,
Wo Bosheit und Verrat im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrsucht ihre Knechte
An das verschloßne Tor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feur kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüder-Herzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,

Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut;
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Gift-geschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut;
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Weil um ihr Rosen-Bett ein naher Donner blitzt;
Der Geiz bebrütet Gold, zu sein' und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besitzt;
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemütern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern;
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt;
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

O selig! wer wie ihr mit selbst gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Äckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, beraubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis aus süßer Milch vergnügt;
Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasser-Fällen
In ungesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt;
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern!
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern. [Fußnote]

MB

Motivation: Reisen / Schweiz /

Geschichte 18. Jh.

oder: „Schweizerreise"

Uns Victor Kamber!

Für wen ist die Schweiz merkwürdig?

Basel 1972

Hilfsmittel
von M.
26.5.02

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), 041–077

Der Blick vom Berg

Ein Kapitel aus der Ästhetisierungsgeschichte des Alltags

Martin Scharfe

Erschrecken auf dem Gipfel[1]

Es könnte ja sein, dass der aufklärerische Traum von der endlosen Perfektibilität des Menschengeschlechts anders erzählt wird, als er in Wirklichkeit geträumt wurde; es könnte ja sein, dass sich nicht alles Fortschrittsbemühen in Emanzipation aufgelöst hat; dass die Vermessung der äusseren Natur und der Menschennatur nicht durchweg in Naturbeherrschung umzuwandeln war; dass man zufrieden war, Götter und Geister von den Bergspitzen vertrieben zu haben und im Siegesrausch die Frage nicht mehr für lohnenswert hielt: Wohin sie sich denn wohl verzogen haben könnten. Denn eine der Antworten hätte ja vielleicht gelautet: Die Götter und Geister hätten sich nur in inwendige Gespenster zurückverwandelt (die sie ursprünglich schon einmal gewesen sein mochten).[2]

Jedenfalls können wir keineswegs sicher sein, dass alle Erfahrungserinnerungen früherer Geschlechter in uns gelöscht sind – ja, der Mensch ist doch gerade dadurch definiert, dass er sich die Erfahrungen der vergangenen Generationen zunutze macht: Sprache, Wissen, Umgangsformen und so weiter; er ist, wie Herder einmal formuliert hat, «Lehrling der ganzen Welt»[3]. *Wie* wir uns die entfernteren und vageren Erinnerungsspuren vorstellen, ist letztlich belanglos (denn wir *meinen* ja nur, allein physische Spuren seien, weil messbar, ein ‹Beweis›); doch wenn wir solche Erinnerungsspuren nicht phantasielos und hartköpfig von vornherein für Unsinn erklären, dann ergeben sich nicht nur neue Perspektiven für Gegenwartsempirie, sondern auch für historische Darstellungen: Die Empirie wird sich die Frage stellen, ob nicht bis heute zu jeder Ersteigung eines Gipfels die Empfindung einer gewissen Art von Frechheit gehört; und die historische Darlegung muss nicht mehr umständlich ihre ‹Relevanz› für die Gegenwart erweisen (wie wir das in den Siebzigern glaubten verlangen zu sollen), vielmehr ist in der Deutung der historischen Erfahrung von einst die Deutung der nachhallenden, der verblassten Erfahrungserinnerung unserer Tage angelegt.

Es ist also nicht nur erlaubt, sondern auch von methodischem Nutzen, sehr weit abliegende Beispiele heranzuziehen – etwa die Episode der Besteigung des Berges Hämus durch König Philipp von Mazedonien im Jahr 183 vor Christi Geburt. Der König bestieg, wie Ludwig Friedlaender in einem bis heute lesenswert gebliebenen Exkurs zu seiner «Sittengeschichte Roms» anmerkt, den Berg «keineswegs des Naturgenusses halber, sondern in dem Glauben, dass man von dort bis ans Adriatische Meer sehn könne, und um die nächste an dasselbe führende Strasse zu ermitteln»:

mumu Archiv Museum Muttenz

im militärisch-strategischen Interesse also, im Herrscher-Interesse. Nur zur Verdeutlichung soll angemerkt sein: Der Blick von oben steht ursprünglich noch nicht jedem Individuum zu (oder besser: noch nicht *dem* Individuum!); er ist vor allem noch weit davon entfernt, mit einem Gefühl der Befreiung, der Erleichterung, des Durchatmens verbunden zu sein (wie wir Modernen es zu kennen glauben) oder mit dem Gefühl des Stolzes auf die Leistung. Im Gegenteil: Die Vorstellung ist tief eingesenkt, das da oben sei kein Ort für Menschen, der Mensch habe dort droben nichts verloren und nichts zu suchen (was ja auch wirklichen Lebensinteressen entsprach). Vielleicht ist der angemessene Ausdruck für das Gefühl anlässlich früher Gipfelbesuche: Schrecken – wozu freilich gleich angemerkt werden soll, dass der möglicherweise gar nicht ‹aktenkundig› werden musste, weil er sogleich ‹kulturell bearbeitet› wurde, nämlich durch Altardienst und Opfer. Zu Philipps Hämus-Aktion teilt Friedlaender mit: «Der Gipfel wurde mit grosser Mühe am dritten Tage erreicht, und darauf dem Jupiter und dem Sonnengott Altäre errichtet.»[4] Vielleicht sollte man diesen Satz verdeutlichen durch eine These Jacob Burckhardts, welche die Unmittelbarkeit der Opferhandlung betont (und damit die dämpfende und gefühlsregulierende Bedeutung der kulturellen Handlung): Auf eine erste Phase der Nichtersteigung sei ein zweites Stadium gefolgt, in dem man Berge nun zwar erstieg, aber «ohne Zweifel *sogleich* dort opferte»[5]. Diese von einem ausserordentlich feinen kulturpsychologischen Gespür zeugende Notiz ist deshalb so wichtig, weil sie uns lehren kann, vorsichtig mit einer Verstehenshilfskonstruktion unserer Tage umzugehen, die uns empfiehlt, solches Opfer als Reaktion auf schlechtes Gewissen zu deuten; möglicherweise konnte und musste sich schlechtes Gewissen gar nicht erst ausbilden: Philipp stieg hinauf, kam oben an – *und opferte,* das heisst: Er vollzog auf der Stelle das als notwendig Angesehene. Sicher darf man nun der Meinung sein, auch Freuds Konzept der religiösen «Zwangshandlung», das man vielleicht anwenden möchte, werde den kulturhistorischen Umständen nicht ganz gerecht[6]; doch kann es uns – mit seinem Fingerzeig aufs Zwanghafte der erwähnten kulturellen Handlungen – immerhin behilflich sein in der Vorstellung, ein ‹freier› Blick von der Bergspitze, ein Blick mit Sinn fürs ‹Schöne›, wie *wir* ihn glauben zu haben, sei unter den geschilderten Verhältnissen nicht möglich gewesen.

Schon die flüchtige Erörterung der Hämus-Episode zeigt, wie erhellend historische Ausgriffe für eine moderne volkskundliche Analyse sein können (und dass die Volkskunde schlecht beraten ist, wenn sie sich sklavisch an die Vorgaben ihrer historisch-positivistischen Protagonisten hält: nämlich nicht übers Jahr 1500 zurückzuschauen); Philipps Beispiel ist aber für die Moderne auch insofern bedeutsam, als es noch bei der ersten (soweit wir wissen) unverkennbar neuzeitlichen Bergaktion eine Rolle spielt: Es wird nämlich reflektiert in Francesco Petrarcas auf das Jahr 1336 datiertem Bericht über die Besteigung des Mont Ventoux in der Provence – einer Tat, die ganz vereinzelt dazustehen scheint und doch andere Bergbesteigungen, die Jahrhunderte später stattfinden, präfiguriert. Petrarcas Stücklein so hervorzuheben, heisst noch lange nicht, andere frühneuzeitliche Bergaktionen gering-

zuschätzen – etwa diejenigen von Leonardo da Vinci (1452–1519) oder diejenigen von Konrad Gessner (oder Gesner, 1516–1565)[7]; aber der Text, den er hinterlassen hat, hat nicht nur frühere Generationen von Interpreten gereizt, sondern gehört bis heute stets aufs Neue gedeutet.

Die Ventoux-Besteigung des Juristen und Theologen, des Gelehrten und Dichters (die Lebensdaten Petrarcas: 1304–1374) von Avignon aus ist bekannt oder doch bequem nachzulesen[8] – auch wenn der Brief fingiert sein sollte und die Begebenheit erdacht (bekanntlich wird diese These hin und wieder vertreten – ich halte sie für falsch oder doch für verfälschend übertrieben: Was Petrarca erfahren hat, kann man nicht phantasieren), so ist das Resultat doch ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges; und was daran retuschiert und stilisiert sein sollte, macht nur die Linie klarer, steigert also den Wahrheitscharakter (dies gegen sauertöpfische ‹Quellenkritik› gesagt). Weil nun sehr früh das Vorwärtsweisende, das Bahnbrechende, das Moderne an Petrarca hervorgehoben worden ist, hat man in letzter Zeit wieder stärker die Verklammerungen mit der Tradition herausgearbeitet und betont: zum einen die Skrupel und die fast depressiv anmutenden Reflexionen und geistlichen Übungen (der Weg auf den Berg als geistliches Exempel gedeutet, desgleichen die Frage der Gefährtenwahl; schliesslich auch die geistliche Deutung der Begegnung mit dem warnenden Hirten – auf den Petrarca dann doch nicht hört); zum andern die melancholischen Rückblicke auf das eigene Leben, die Todesgedanken; und schliesslich der Hauptgedanke: Man solle nicht das Irdische bewundern (etwa die Aussicht vom Mont Ventoux), sondern man solle sich um die Seele kümmern. Es ist eine vollkommen überzeugende Theaterszene, die Petrarca uns vor Augen stellt: Oben angelangt blickt er ins Land hinaus, beschreibt kurz die wirkliche und die mögliche Aussicht (Pyrenäen, Alpen, Rhone, Mittelmeer) und – zieht ein Miniaturexemplar von Augustins «Bekenntnissen» aus der Tasche, däumelt und trifft ‹natürlich› (so möchte man sagen) die Stelle, wo geschrieben steht: «Und es gehen die Menschen zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfliessenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst.»[9]

Versuchungsangst

Wie gesagt, man kann mit Recht dies alles als in geläufiger christlicher Tradition stehend sehen, als gewissermassen konservative Attitüde. Man kann es aber auch deuten als nur *scheinbar* konservative Szene, nämlich als Verlarvung und Tarnung einer frechen, modernen Tat; und man möchte dann an Petrarcas Unternehmung und ihrer Darstellung wenigstens vier Aspekte von Modernität hervorheben – nämlich erstens: den völlig empirischen Zugang mit dem Ziel der intersubjektiven Überprüfbarkeit einer Sache. Petrarca, ich sagte es schon, bezieht sich auf die Bergbesteigung des Königs Philipp, wie sie von Livius berichtet ist; doch war hier die

Frage offen geblieben: Sieht man nun von der Spitze des Hämus zwei Meere, oder sieht man sie nicht? Uns Heutigen kommt nun der Imperativ ‹Nachsehen! Überprüfen!› ganz trivial vor – er ist es aber nicht; es ist ein äusserst moderner Zug, wenn Petrarca kommentiert (und der Kommentar zur Hämus-Episode ist natürlich zugleich eine Charakteristik des Ventoux-Unternehmens): «Wäre es aber für mich so leicht, jenen Berg [den Hämus, M. Sch.] zu erkunden, wie diesen hier [den Ventoux, M. Sch.], so würde ich nicht lange im Zweifel lassen, wie die Sache sich verhält.»[10]

Zweitens und dazu passend ist zu notieren der Gestus der unmittelbaren Notiz: Er habe das Erlebnis «in Eile und aus dem Stegreif» aufgeschrieben, um die Authentizität des Berichts zu gewährleisten, behauptet Petrarca[11] – auch wenn Quellenkritik hat geltend machen wollen, dass uns hier keine *wirkliche* Reportage vorliegt, dann ist es doch wenigstens der *Gestus* der wissenschaftlichen Reportage, den es ernst zu nehmen gilt. Denn, drittens, Petrarca lässt als Antrieb zu seiner Tat nur *ein* Motiv erkennen: die Neugierde, und nichts als die Neugierde[12] – und dies, obwohl er doch *wusste,* dass ‹sein› Augustin die *curiositas* mit Gründen verdammte. Mit Recht hat also Blumenberg dem Ventoux-Ereignis eine Schlüsselstelle in seiner grossartigen Analyse der Geschichte der ‹theoretischen Neugierde› zugewiesen.[13] Auch ein vierter Aspekt des Modernen an Petrarca ist nur scheinbar eine Banalität: Er tut's! Er steigt auf den Berg, was immer auch daraus folgen mag; oder: Er tut so, als hätte er's getan.

Wollte man nun den Versuch machen, das ‹Alte› an Petrarca mit dem ‹Neuen› zu verrechnen, könnte man zu einer Formel greifen, welche vor allem den immensen ‹Vergeistlichungsaufwand› in Anschlag bringt: seinen Hang, ja vielleicht seinen Zwang zu geistlicher Allegorie und Transgression (also zur unvermittelten Überleitung des Realen ins Erbaulich-Geistliche). Daran freilich ist nicht allein (und nicht so sehr) die Tatsache bemerkenswert, *dass* er allegorisiert und transgrediert (das haben fast alle Interpreten bemerkt); aufregender ist die Frage, *warum* er dies tut (und diese Frage ist weit seltener gestellt worden). Zwar bringt die menschliche, nein: die neue Neugierde Petrarca dazu, alle Skrupel hintanzustellen – er wagt's, er tut's, er steigt hinauf; doch es lauert der Schrecken im Hintergrund, vielmehr: Der *erwartete* Schrecken tritt hervor. Die ‹Aussicht›, die es noch nicht gibt (die Grimms haben die für unseren Zusammenhang aufregende Beobachtung gemacht, dass es den Ausdruck Aussicht erst seit dem 18. Jahrhundert gibt![14]), genauer also: Der Wahrnehmungsvorgang, den wir als Aussicht bezeichnen, wird abrupt abgebrochen; das winzige Büchlein, das die Gewalt der Überlieferung in sich birgt, wird aufgeschlagen; dem Mann des frühen 5. Jahrhunderts unterwirft sich der Neuerer. Petrarca, möchte man sagen, *büsst* mit Augustin-Lektüre, mit langen geistlichen Erörterungen und mit Schweigen beim Abstieg («Da beschied ich mich, genug von dem Berge gesehen zu haben, und wandte das innere Auge auf mich selbst, und von Stund an hat niemand mich reden hören, bis wir unten ankamen.»[15]). Kein Zufall also, dass der, der Natur erfahren möchte, ein *Buch* aus der Tasche zieht; kein Zufall, dass der, der aus Neugierde auf den Berg steigt, Augustins Büchlein in der Tasche hat, in dem die *Neugierde verdammt* wird; und kein Zufall, dass der, der zum Zwecke der Naturbetrachtung hinaufsteigt, just die Stelle im Büchlein aufschlägt, in der die *Eitelkeit der Naturbetrachtung* gebrandmarkt wird. Das ist ein bombastischer Entschuldigungsaufwand, das ist Busse und Opfer für die unerlaubte Tat; oder genauer: Die Monstrosität des geistlichen und des geistigen Aufwands, der die reale Tat förmlich überwuchert, ist Indiz für das Unerhörte der Tat.

Wenn man also Philipp und Petrarca vergleichen darf und sagt, dass Philipp opfert, Petrarca aber andächtig wird und büsst: Dann wird man gewiss die Unterschiede zwischen beiden Handlungs- und Verhaltensweisen nicht vernachlässigen wollen. Man wird aber auch das Recht haben, auf die Verwandtschaft (die Familienähnlichkeit, mit Wittgenstein zu reden) der beiden Reaktionen hinzuzeigen. Und diese Reaktionsähnlichkeit wiederum könnte ein Licht werfen auf die Frage, was denn wohl mit jenen Hirten und vor allem mit jenen Jägern war, die hin und wieder einen extremen Gipfel bestiegen haben mögen. Zwar haben sie keine Zeugnisse hinterlassen in Gestalt jenes Petrarca-Briefes vom Jahr 1336 an Francesco Dionigi; aber wer weiss: Vielleicht gibt es andere Zeugnisse mit ‹Familienähnlichkeit›.

Wir vergleichen also König Philipp und Francesco Petrarca mit den Gemsjägern bis ins 18. Jahrhundert hinein. Es kommt uns die paradoxe Geschichte in den Sinn, die zahlreiche – vermeintliche und zugleich in den Akten als solche verzeichnete – ‹Erstersteiger› mitgeteilt haben. Der sogenannte Erstersteiger kommt auf dem Gipfel an – und findet ein Depositum vor, ein Kulturzeichen, unverkennbar das Zeugnis eines andern Menschen, der schon vorher dagewesen war: ein Steigeisen, ein Messer, einen Steinmann (dies sicher die häufigste Variante der Geschichte). Zumal an dem in der Regel weithin sichtbaren Steinmann hängt natürlich ein ganzes Funktionsbündel – er ist Ortsmarkierung (also Grenz- oder Gipfelpunkt- oder Jochmarkierung) und Orientierungshilfe, vor allem aber mag er Ausdruck des Stolzes sein, diese Stelle erreicht zu haben, ja mehr: Er ist (deshalb heisst das aus Steinen aufgeschichtete Gebilde ja auch Stein-Mann!) letztlich dauerhaftes Substitut des Menschen selbst. So gesehen ist es keineswegs abstrus, das Steineschleppen und Steineaufschichten auch als Sühne- und Bussübung zu sehen – zumal man gerade auch aus dem Alpenraum nicht wenige Belege für solchen Brauch zusammengetragen hat.[16] Ich halte es also nicht für abwegig, die Sühne- und Opferbedeutung der Gipfel-Steinmänner zu erwähnen und diese stummen Zeugen einer weithin schriftlosen Kultur – oder genauer: Zeugen von nicht aufs Schriftniveau gebrachten (und vielleicht auch gar nicht in Wort und Schrift zu bringenden) kulturellen Handlungen – als Indizien zu betrachten für allerlei Vorbehalte und Hemmungen der alpinen Hirten und Jäger, den Gipfel zu betreten, und als Indizien für das Wissen um das Unerhörte und Unerlaubte des Blicks von oben. Die Schriftlosigkeit dieser Indizien bedeutet ja zugleich auch Anonymität; und diese Anonymi-

tät ist Schutz für das frevelnde Individuum, welches von der geheimnisbewahrenden mündlichen Überlieferung abgedeckt bleibt – so wie ja auch das Vergessen der Namen zum Schutz gehört, den das Kollektiv gewährt.

Ich setze zu dieser vorläufigen Argumentation, die vom Schrecken des Frevelblicks zu den Buss- und Opferhandlungen geführt[17] und die von kulturellen Artefakten wieder auf die Empfindung einer Ausnahmesituation zurückzuschliessen versucht hat, noch eine Beobachtung aus jenen Jahrzehnten, da der Blick vom Gipfel nun ‹plötzlich› gewagt, geübt, verteidigt und veröffentlicht wird und zur kulturellen Normalität zu werden beginnt. Es will mir nämlich merkwürdig vorkommen, dass in den frühen Gipfelersteigungsberichten gar nicht selten ausdrücklich auf Handlungen mit unverhohlen aggressivem Charakter verwiesen wird – wie wenn solche Aggressivität Antwort wäre oder Entsprechung zum Schrecken auf dem Gipfel. Im Bericht des Slowenen Valentin Stanig, der als Salzburger Theologiestudent den Hohen Göll 1801 im Alleingang besteigt, ist dieser Zusammenhang ganz deutlich. Der Blick hinab ist «Schauder erweckend». Erst, als ihm «keine Gefahr mehr drohte», hatte er «Muth, Trümmer des verwitterten Göhlgipfels in den Abgrund hinab zu befördern, um das fürchterliche Knallen aus der Tiefe herauf durch vielfaches Echo vermehrt zu hören, und zu sehen wie die grössten Steinmassen in ihrem Sturze in Tausend Stücke zerschlagen in die Luft hinausfliehen». Es ist, als wolle er Rache üben für den erlittenen ‹Schaden›; als müsse er sich handelnd versichern, dass er nun Gewalt hat über den Gipfel und den Blick vom Gipfel; als wolle er seine Bastion gewaltsam verteidigen: das lustvolle Hinunterstürzen der Steine als umgekehrte und korrespondierende Bewegung zum büssenden Hinaufschleppen.[18]

Ich füge zwei weitere Belege an, deren Sprache unmissverständlich anzeigt, dass es nicht um irgendwelche Interpretationen geht, sondern dass dem Berggipfel selbst wirklich Leid angetan werden soll. Als Ende August 1799 der Glockner erstmals erstiegen war (den Besteigern wurde angeblich erst *nach* Abschluss der Aktion bewusst, dass sie ‹nur› den Kleinglockner bezwungen hatten), zählte einer der Berichterstatter dieses Unterfangen zu den «für die Physik der Erde wichtigern Begebenheiten», wie er gleich im ersten Satz schrieb[19] (weshalb die Sache ja auch noch im letzten Jahr des Jahrhunderts klappen ‹musste›). Als dann am 25. August das Gipfelkreuz aufgepflanzt werden sollte (das erste wirklich alpine Gipfelkreuz in der Geschichte), musste zunächst der Neuschnee entfernt werden. Sodann bohrten die Heiligenbluter Zimmerleute ein Loch in das Gestein: Weil nun also «der Scheitel des Glokners durchbohrt werden musste, so war die Operation einer Trepanirung vollkommen ähnlich»[20]. Die Vorstellung einer schmerzhaften Schädelverletzung beherrscht auch noch den Bericht von der relativ spät erfolgten Venedigerbesteigung Anfang September 1841: Beschrieben wird der eisenbeschlagene, gelbschwarz und rot-weiss gestrichene Pflock aus Lärchenholz, «den wir der eisigen Stirne des Riesen einschlugen»[21].

Der Blick von oben muss gelernt werden

In solch erschütternden und erschütterten Metaphern von Schmerzzufügung und Gewaltanwendung schwingt noch etwas mit vom Schrecken auf dem Gipfel; oder der Schrecken wird neutralisiert mit Opfern oder betäubt, indem man selbst schreckt und Gewalt übt. Jedenfalls ist es eine lange Geschichte, die der Blick von oben hat: Er versteht sich nicht von selbst, er muss gelernt werden; und diese Geschichte ist auch so verwickelt, dass sie hier nicht geradlinig erzählt werden kann – für's erste muss die Erwähnung einiger weniger Aspekte und die Nennung auffallender Umbrüche genügen.

Die Erkenntnis der Zeitgebundenheit unseres Blicks auf die Alpen gehört nicht zu den unwichtigsten Erträgen der kulturgeschichtlichen Anstrengungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Namen Jacob Burckhardt und Ludwig Friedlaender sind schon erwähnt worden, derjenige von Jacob Frey wäre anzufügen – und wenn es nur wegen dieser einzigen Mitteilung wäre: dass nämlich schweizerische Stadtpatrizier den unerwünschten Blick ihrer Landsitze auf die Berge mit einer Mauer abgeschirmt hätten.[22] Man kann die in alten Zeiten (das heisst bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus – zum Teil auch noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein,[23] in den unteren Klassen auch noch darüber hinaus) durchgängig bezeugte Vorstellung von der Hässlichkeit der Gebirge auch als unbewussten kulturellen Schutz verstehen gegenüber der Forderung des Hinaufsteigens. Jedenfalls ist der Umschlag des Blickes ein aufregender Prozess, den Richard Weiss im Spiegel der Literatur (aber eben schon als ‹Volkskundler›!) aufmerksam verfolgt hat[24], und der auch mit Hilfe anderer Beobachtungen aufgezeigt werden könnte. Man nehme die noch vergleichsweise schematische Darstellung der Berge und der Alpenlandschaft in den Kupferstichen zu Gottlieb Sigmund Gruners Werk «Die Eisgebirge des Schweizerlandes» von 1760: Die Menschen befinden sich stets als kleine (wie die Kunsthistoriker sagen:) Staffagefiguren im Vordergrund und zeigen mit deutlichen Gebärden auf Berge und Gletscher; doch sind diese Menschlein eben nicht bloss ‹modische› Staffage, sondern sie markieren den realen Ort des Menschen, der noch *vor* und *unter* den Bergen agiert. Gletscher und Berge aber sind mit Kleinbuchstaben gekennzeichnet, die im Text in Namen aufgelöst werden: Chiffren einer neuen Neugierde und Vorboten einer nicht mehr allzu fernen Zeit, da sich die Menschen des Vordergrunds an die Stelle dieser Buchstaben auf die Berggipfel setzen werden, um herunterzuschauen, so wie sie jetzt noch hinaufblicken.[25]

Doch vorerst gilt noch, was Blumenberg der Antike und dem Mittelalter zuschreibt: «Eine eigentümliche Hemmung, die Welt von oben zu betrachten oder als vom Menschen betrachtet zu denken. Der ‹natürliche Aufenthalt› des Menschen ist unten, und seine konstitutive Blickrichtung ist die von unten nach oben, die des contemplator caeli. (...) Der Blick von oben auf die Welt ist den Göttern vorbehal-

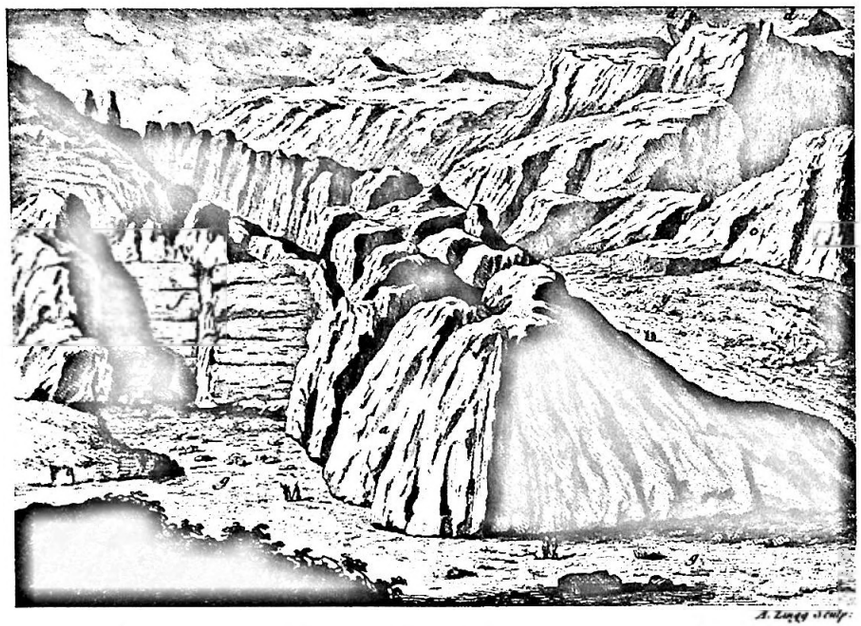

Abb. 1: Chiffren der Neugierde: Die noch unbezwungenen Gletscher und Eisberge sind schon mit Buchstaben bezeichnet. Der Rheinwaldgletscher. Kupferstich von Adrian Zingg. In: Gottlieb Sigmund Gruner, Die Eisgebirge des Schweizerlandes. 2. Theil. Bern 1760, Tafel 3.

ten (...)».[26] Man hat verschiedentlich darauf hingewiesen, wie solches altes Wissen im Menschen Goethe, den wir als kulturellen Seismographen des späten 18. Jahrhunderts nehmen dürfen, nachzittert – sowohl in der eigentümlichen Hemmung, den Gotthard zu überschreiten (rückblickend schreibt er 1779 auf dem Gotthard, er habe vier Jahre zuvor «durch ein ich weiss nicht was bewegt, Italien den Rücken» zugekehrt[27]; und die Situation ist durch die berühmte Tuschzeichnung «Scheideblick nach Italien vom Gotthard» vom Juni 1775 markiert), als auch in seinem (darf man sagen: theatralischen?) Rückzug in vierzehntägige Einsiedelei anlässlich seiner Brocken-Besteigung Anfang Dezember 1777: «Noch die grosse Gebärde von Sturm und Drang», hat Blumenberg bemerkt, «setzt die Ungemeinheit einer Stelle voraus, die einmal als blasphemischer Aufenthalt indiziert worden war.»[28]

Man muss sich vielleicht heute durch solche Beobachtungen erst sensibilisiert haben, um richtig würdigen zu können, welchen Jahrhundert-Perspektivwechsel es bedeutete, wenn die Maler ab den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts begannen, den Blick von der Berghöhe hinunter in die Tiefe zu malen: Von Leonardo ist die Rede mit der Zeichnung des Sturmes in den Alpen (aber auch noch mit den von

oben gesehenen alpinen Hintergründen in der Anna selbdritt oder in der Mona Lisa, beide Bilder im Pariser Louvre); von Albrecht Altdorfers Alexanderschlacht von 1528, wo der Maler die Feldherrenperspektive eingenommen hat; von Bildern Peter Brueghels des Älteren (zu nennen ist etwa der Kupferstich der grossen alpinen Landschaft oder auch das Gemälde Landschaft mit Ikarussturz, beides kurz nach der Jahrhundertmitte).[29]

Es ist kein blosses Wortspiel, wenn man von der Erhabenheit (im Sinne von herausragender Höhe) des Standorts und Blickpunkts, den die Künstler schon im 16. Jahrhundert erreichen, hinüberlenkt zum ‹Diskurs› über ‹das Erhabene› (im Sinne eines ästhetischen Urteils etwa über das Naturerlebnis) am Ende des 18. Jahrhunderts – es gibt vielmehr innige Zusammenhänge zwischen beiden Bedeutungen des ‹Erhabenen›, anders gesagt: Es ist ganz sicher kein Zufall, dass sich der Diskurs über das Erhabene auftut just in den Jahrzehnten, da das Besteigen der Berggipfel (und der Blick vom Gipfel hinab) zum ‹kulturellen Thema› wird. Eine neuerliche Begriffsbestimmung des Erhabenen findet heute wohl kein Interesse mehr; doch lassen sich die Begriffsbestimmungen des Erhabenen, die das späte 18. Jahrhundert leistet, ganz trefflich nutzen als *Ausdruck* des Prozesses der historischen Veränderung kultureller Affekte: einer Veränderung, die das Hinaufsteigen und Hinabblicken begleitet – es geht also in einer Rezeption des alten Diskurses über das Erhabene nicht um philosophische Begriffserörterung, sondern um die Gewinnung einer kulturwissenschaftlichen Lese- und Interpretationsanleitung für Erfahrungsberichte der Zeit um 1800. Dabei mag es sich als sinnvoll erweisen, fünf Aspekte hervorzuheben:

Aspekte des Erhabenen

1. Subreption. Dialektik von Sicherheit und Ohnmacht. Der Ozean allein (und wir wechseln das Beispiel und sagen: das Gebirge) ist nur grässlich, sagt Kant in seiner «Analytik des Erhabenen»; wenn wir also das Objekt – *Landschaft* – ‹erhaben› finden, unterliegen wir einer gewissen «Subreption»; die Erhabenheit ist vielmehr ein Gefühl des Subjekts, sie ergibt sich «*im Gemüte*». Es geht also nicht um die Natur selbst, sondern um den ‹Gebrauch› der Natur.[30] Trotz unserer ‹physischen Ohnmacht› zeichnet uns eine «Überlegenheit über die Natur» aus: Natur begegnet uns zwar als Macht, aber eben zugleich «als Macht, die über uns keine Gewalt hat»[31]. Oder, wie Schiller formuliert: Wir müssen uns «in Sicherheit befinden» (wir müssen uns sicher fühlen), «wenn das Furchtbare uns gefallen soll»[32]; «physische Kultur» (das heisst, wenn der Mensch «physisch über alles Physische Herr» wird, wenn er «als Natur die Natur beherrschet», was ihm, «bis auf einen gewissen Punkt», nämlich den Tod, auch wirklich gelinge) und «moralische Kultur» (das heisst, wenn er sich im Einklang mit der Natur befindet) vermitteln ihm diese Sicherheit. Nicht mehr Sklaven der Natur sind die Menschen, sondern «vollendete Bürger der Natur».[33]

2. Ambivalenz von Lust und Unlust. Aus der Dialektik von Sicherheit und Ohnmacht ergibt sich das «Gefühl des Erhabenen» als – so nochmals Schiller – «gemischtes Gefühl», das sich aus «Wehsein» und «Frohsein» zusammensetzt[34]; es ist, sagt Kant, zugleich «negative Lust» wie auch «positive Lust» – oder: «ein Gefühl der Unlust» und «dabei zugleich erweckte Lust»; am Ende findet er zu einer Formel, die wie die Vorwegnahme einer psychoanalytischen Formel des frühen 20. Jahrhunderts wirkt, nämlich: Das Gefühl des Erhabenen beruhe auf einer Lust, «die nur vermittelst einer Unlust möglich ist»[35]. Man möchte, um ein Erfahrungsbeispiel des 18. Jahrhunderts heranzuziehen, an den jungen Rousseau erinnern, der sich am Geländer über einer «grausigen» Schlucht das ihn ängstigende «Schwindligwerden nach Herzenslust» verschafft: «Gerade dieses Schwindelgefühl», schreibt er, und diese Episode aus dem Jahr 1732 wirkt wie eine präfigurierende Illustration zu den Kantschen und Schillerschen Definitionen, «behagt mir, sobald ich in Sicherheit bin. Fest gegen das Geländer gepresst, beugte ich mich weit hinaus und blieb so Stunden und Stunden (...)»; und auch *er* gibt dem zerreissenden Gefühl weiteren Ausdruck, indem er Steine hinunterstürzt: Ich stiess «einen nach dem anderen hinunter und ergötzte mich daran, sie hinabrollen, springen und in tausend Splitter zerschellen zu sehen, ehe sie noch den Boden des Abgrundes erreicht hatten»[36]. Von einem ‹gemischten Gefühl› – nämlich «eines mit Schrecken gemischten Erstaunens» – berichten auch die Herren de Luc anlässlich ihrer Besteigung des Buet. Auf der Spitze geraten sie auf eine riesige Firnwächte, «dieses fürchterliche Belveder», und wagen von dort den Blick hinunter. Die Perspektive wechselt: «Welch ein Anblick für Thalbewohner! Sie betrachteten ihn voll eines mit Schrecken gemischten Erstaunens: Jeder hielt den Andern beym Kleide, und so sahen sie mit gesenktem Körper über den Abgrund heraus: Jeder für sich zwar ruhig, war es desto minder für den andern, und zitterte bey jedem Schritte, den jener allein that. Diese wechselseitige Furcht machte, dass sie sich beyde eher vom Rande dieses Abgrunds zurückbegaben, als sie einzeln gethan hätten.»[37]

3. Zerknirschung und Superstition gegen ‹Religion›. Kant führt, um die Bedeutung der Affekte und ihrer Verwandlung in der Kulturgeschichte des Erhabenen zu erläutern, das Beispiel der Religion an. Das möchten wir auf den ersten Blick für einen Umweg halten. Bei näherem Zusehen aber (das heisst, wenn wir den Blick *auf* den Berg und *vom* Berg näher ins Auge fassen; wenn wir an das Erschrecken denken und uns an die Opferhandlungen erinnern; wenn wir die Geschichte der Bergbesteigungen auch als Kapitel in der Entfrömmigungsgeschichte der Menschen lesen) zeigt sich, dass dieser Aspekt des Erhabenen einen dramatischen Umbruch, dass er eine Affektverschiebung markieren könnte. Der Mensch (der ‹alte Mensch›, sollten wir vielleicht sagen, um das Problem nicht als moralisches misszuverstehen, sondern als historisches zu begreifen), der sich im Gewitter, im Sturm, im Erdbeben, kurz: den Gewalten der Natur gegenüber zerknirscht und angstvoll zeigt, ist gar nicht in der Lage (er «befindet sich gar nicht in der Gemütsverfassung»), sagt Kant, «die göttliche Grösse zu bewundern»; er reagiert der Gottheit

gegenüber mit «Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen», mit «Gunstbewerbung und Einschmeichelung», und das ist nichts als «Superstition». Zur wahren Religion (des ‹neuen Menschen›, ergänze ich) aber gehört «eine Stimmung zur ruhigen Kontemplation und ganz freies Urteil»[38]. Der neue, freie Blick vom Berg (des, schillersch gesprochen, ‹vollendeten Bürgers der Natur›) hat zur Voraussetzung die Emanzipation von den alten Religionsaffekten.

4. Chaos der Natur, Independenz des Menschen. Schiller steuert im Diskurs über das Erhabene noch eine weitere Überlegung zum menschlichen Emanzipationsprozess bei, die sich bei der Deutung des Blickes von oben nützlich machen kann, denn es scheint hier der Anblick der Alpen den direkten Erfahrungshintergrund der Reflexion zu bilden (in ganz anderer Weise als bei Kant, der Königsberg bekanntlich nie wirklich verlassen hat und die Alpen aus Texten und Abbildungen imaginieren musste). Schiller spricht vom «Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen», von den «wilden Naturmassen»[39], die den Menschen umgeben, und er kommt auf «die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung» zu sprechen: Was macht dem Menschen (und nun möchten wir uns den Rundblick von einem der höheren Alpengipfel vorstellen) diese Anblicke «so anziehend»[40]? Es ist, lautet die Antwort, das gewisse Überlegenheitsgefühl des Erhabenen; gerade «dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen», das wir in der Natur vorfinden, dieses «Gedränge von Erscheinungen» bietet der ‹reinen Vernunft› ein treffendes «Sinnbild» – sie findet «in ebendieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt», oder anders gesagt: Im sichtbaren Chaos der Natur kann sich der Mensch «seiner Independenz von Naturgesetzen bewusst» werden.[41]

5. Historischer Prozess der Kultur und Klassenästhetik. Der Gedanke, dass sich der Genuss des Erhabenen nicht nur dem unterschiedlichen Vermögen verschiedener Menschen verdanke, sondern letztlich Resultat der kulturellen Entfaltung – also eines historischen Prozesses – sei, verdient in unserem Zusammenhang ausdrückliche Erwähnung. Kant hatte ‹natürlich› Saussures Schriften über seine Alpenreisen gelesen, und er führt im Zuge seiner Erörterung des Problems des Erhabenen ganz nebenbei (so möchte man meinen) ein Beispiel an, das auf eine bedeutende Frage führt. Es geht noch einmal um die neue Erfahrung, dass die Natur zwar Macht, aber keine Gewalt über uns habe. Doch der ‹rohe Mensch›, so Kant, macht diese Erfahrung noch nicht: Die Natur wird «dem rohen Menschen bloss abschreckend vorkommen». Also wird er «an den Beweistümern der Gewalt der Natur in ihrer Zerstörung und dem grossen Massstabe ihrer Macht, wogegen die seinige in nichts verschwindet, lauter Mühseligkeit, Gefahr und Not sehen, die den Menschen umgeben würde, der dahin gebannt wäre. So nannte der gute, übrigens verständige savoyische Bauer (wie Herr von Saussure erzählt) alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren.» Gewiss hat, lesen wir in der ‹Analytik des Erhabenen›, «das Urteil über das Erhabene der Natur» seine «Grundlage in der

menschlichen Natur»; doch folgt aus dem Beispiel des savoyischen Älplers auch, dass dieses Urteil Resultat eines kulturhistorischen Prozesses ist, weil es (wie Kant sagt) «Kultur bedarf»[42].

Zwar hat man jüngst das Beispiel des ‹rohen Menschen› und savoyischen ‹Bauern› zu einem «Stereotyp der Reiseberichterstattung» erniedrigen wollen (und in der Tat lässt einen ja auch das Vor-Beispiel des ‹uralten Hirten›, der dem neugierigen Petrarca bedeuten will, es lohne sich nicht, hinaufzusteigen, auf solche Gedanken kommen)[43]; aber jenseits aller literarischen Traditionen scheint es doch genügend Belege zu geben für den klassenspezifisch unterschiedlichen Blick auf die Landschaft. Riehl hat das schon früh angemerkt und den Kultivierungsprozess, für den sich Kant erwärmt, einen «Selbstbetrug des Beschauers» genannt: Nur durch solchen Selbstbetrug werde Natur «schön», und deshalb lache der «nüchtern» empfindende Bauer den Städter aus.[44] Umgekehrt erhebt sich der Bürger über den Bauern, wenn der die «Wunderpracht» des Ausblicks vom Berg nur «gähnend» kommentiert mit dem Satz: «Ja, ja, da drunten wächst viel Frucht!»[45] Schriftstellern und Dichtern war diese ästhetische Klassendiskrepanz immer wieder einmal eine Szene wert[46], die unserer späten Analyse nützen kann. Freilich ist die Differenz nur das Resultat einer historischen Momentaufnahme; in Kants Anmerkung, dass das Vermögen, über das Erhabene der Natur zu urteilen, der Kultur bedürfe, steckt ja doch die These, dass sich die Differenz allein durch Kulturierung und Bildung auflösen lasse. Diese These wird sich so bezweifeln lassen müssen wie jene andere, vielleicht allzu leichte aufklärerische Hoffnung, dass die ursprüngliche Angst sich einfach verflüchtige und auflöse – ohne jede Spur.

Wie zeichnet man ein Panorama?

Wenn in den frühen Geschichten von Gipfelsieg und Hinunterschauen fast stereotyp berichtet wird, die einheimischen Führer hätten sich oben auf den Boden geworfen und seien – ohne jedes Interesse für die Aussicht – auf der Stelle eingeschlafen, so lässt sich diese auffällige Schläfrigkeit natürlich ‹natürlich› erklären; man kann sie ‹erklären› mit Desinteresse; man kann sie auch deuten als unbewussten Selbstschutz, der das Hinunterschauen erspart. Es wäre in der Tat merkwürdig, wenn der ursprünglich ‹verbotene› Blick nach oben, der faktisch mit einer Besteigungshemmung identisch war, nicht auch, wenigstens zunächst noch, Irritationen beim Blick nach unten zur Folge gehabt hätte. Wenn sich der Zeichner nach und nach auch in der hochalpinen Landschaft einnistete[47]: Was er da sah, und wie er das Gesehene abbilden sollte, war eine Frage, deren Antwort nicht so auf der Hand lag, wie wir das heute meinen.

Über die Geschichte des Panoramas und des Panoramablicks dürfen wir uns durch Stephan Oettermanns Studie hervorragend unterrichtet fühlen.[48] Dieser erfreuliche Tatbestand darf aber nicht dazu verführen, anzunehmen, es sei die Geschichte des Blicks von oben und in die Runde restlos aufgeklärt. Im Gegenteil: Frühe Versuche, den frappierenden Rund-um-Blick von höchster Bergspitze – also das Abtasten der Horizonte – bildmedial mitzuteilen, zeugen von Unsicherheiten und Schwierigkeiten, die mit dem Vorhaben verbunden waren. Saussures Versuch zum Beispiel, solchen Blick bildlich umzusetzen, fand offensichtlich nur wenige Nachahmer – dies und der rhetorische und sonstige Aufwand, den der Genfer Gelehrte betrieb, lässt das Tastende des Vorhabens erkennen; die Idee, teilt er mit, sei ihm im Jahr 1776 auf dem Gipfel des Buet (einem Dreitausender gut zehn Kilometer Luftlinie nördlich von Chamonix) gekommen: Der Firngipfel ist, ungefähr muschelförmig, in der Mitte des Kupferstichs als weisse Fläche dargestellt, auf der sich zwei winzige Menschenfigürchen finden; rundherum um dieses Zentrum sind die Berggipfel und flacheren Horizonte angeordnet und mit Kleinbuchstaben bezeichnet – «wie sie sich einem in demselben befindlichen Auge, das sich nach und nach rund herum drehet, darstellen»[49].

Der Kupferstich, den Marc Theodore Bourrit, selbst ein bedeutender Alpenforscher, -schriftsteller und Illustrator, nicht ganz zur Zufriedenheit Saussures gefertigt hat (Bourrit habe zu stark überhöht), ist ein eigenartiges Gebilde («Vorstellung der Ausicht [sic] welche man von dem Gipfel des Gletschers Buet in die herum gelegenen Gebürge hat», heisst die Unterschrift in der schmaleren deutschen Ausgabe, «Vue circulaire des Montagnes qu'on découvre du sommet du Glacier de Buet» in den französischen Ausgaben[50]). An ihm fällt auf, dass Saussure aus dem eigenen Werk falsch ‹abgekupfert› hat: Die eine der beiden Aussichten, die doch identisch sein müssten, ist seitenverkehrt reproduziert (was die Landschaftsformen betrifft; die Kennzeichnungsbuchstaben aber sind korrekt dazugesetzt) – wie wenn es letztlich doch nicht so sehr auf Genauigkeit ankäme. Gleichwohl verwendet Saussure vier Druckseiten, um sein Bemühen um modern-wissenschaftliche Exaktheit darzustellen. Am Ende aber ist dennoch ein Gebilde entstanden, das auf seltsame Weise an frühmittelalterliche Weltdarstellungen erinnert. Noch der Naturwissenschaftler Pitschner, der 1859 den Montblanc besteigt, um «das bis dahin noch unbekannte mikroskopische Leben» in der Welt des ewigen Eises zu erforschen, entwirft ein solches kreisförmiges Panorama, in dessen Zentrum der höchste Berg Europas in Schraffurmanier überdimensional gross gezeichnet ist; der Blick geht am Horizont bis zum Mittelmeer, nach Mailand, zum Bodensee, in die Champagne, in die Auvergne, nach Avignon, Marseille und Toulon.[51]

Es macht stutzig und gibt zu denken, dass hier auf der einen Seite in modernster (im Grunde bis heute nicht überholter) Schraffurtechnik der Montblanc ‹realistisch› abgebildet ist, auf der anderen Seite aber völlig hypothetische Ausblicke in riesigen Dimensionen versprochen sind – und das in einer Zeit, in der das realistische Panorama (als exakte Abtastung der Bergumrisse am Horizont) längst «ein wichtiger Handlungsartikel» geworden ist, wie David Hess in seinem so unterhaltsamen wie belehrenden «Kunstgespräch in der Alpenhütte» den Aquarellmaler

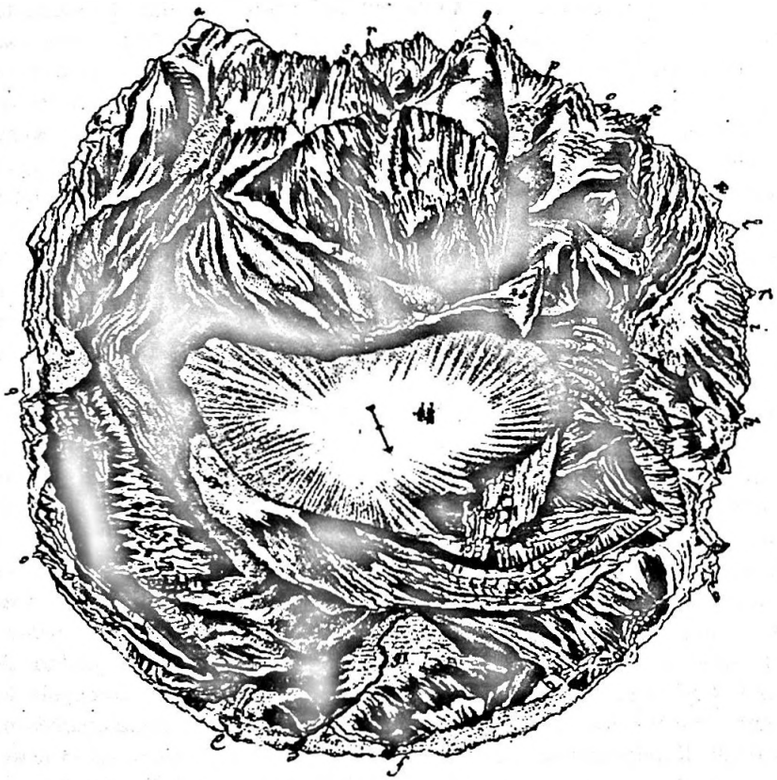

Abb. 2: Wie eine mittelalterliche Welttafel: Panoramablick vom Gipfel des Buet. Kupferstich nach einem Entwurf von Marc Theodore Bourrit. In: Horatius Benedictus von Saussure, Reisen durch die Alpen, nebst einem Versuche über die Naturgeschichte der Gegenden von Genf. 2 Theile. Leipzig 1781, Tafel 8.

und Kunsthändler Füchslin sagen lässt[52], und wie man an den seinerzeit so aufsehenerregenden, gemalten Grossglockner-Rundblicken des Markus Pernhart sieht (er bestieg, um diese Panoramen zu zeichnen, den Glockner zehn Mal!): Den Eindruck, den das (nicht erhaltene) 17 m lange und 2,80 m hohe Riesengemälde in dem in Klagenfurt erbauten «Circus aus Brettern mit Kuppellicht» machte, können wir uns zwar nicht mehr vergegenwärtigen[53]; doch die damals beliebten und deshalb mehrfach gemalten kleinen Panoramen (vier 1,26 m breite Bilder) des Malers,

Abb. 3: Europa zu Füssen: imaginärer Panoramablick vom Gipfel des Montblanc. Farb-Lithographie nach einem Entwurf von W. Pitschner. In: W. Pitschner, Der Mont-Blanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. und 2. August 1859. Ein Blick in die Eislandschaften der Europäischen Hochalpen. 2. Aufl. Genf 1864, Atlasband, Tafel 8.

der doch sonst so eindrückliche Besteigungsbilder geschaffen hatte, langweilen uns heute, weil sie auf uns wie handwerkliche Imitationen von Fotografie wirken.[54] Pernhart malte seine Panoramen 1857 bis 1859, Pitschner zeichnete seine Montblanc-Weltscheibe 1859: Es verdient, erwähnt zu werden – als Hinweis auf die Schwierigkeiten, den Blick vom Gipfel anderen mitzuteilen –, dass just in den Jahren, als der Maler Pernhart seinen technisch-exakten Blick mit Hilfe einer «Diopter-Bussole, von 30 zu 30 Grad fortschreitend», zu vermitteln versuchte[55], der Naturwissenschaftler Pitschner seinen phantastischen Blick in die Welt gehen liess.

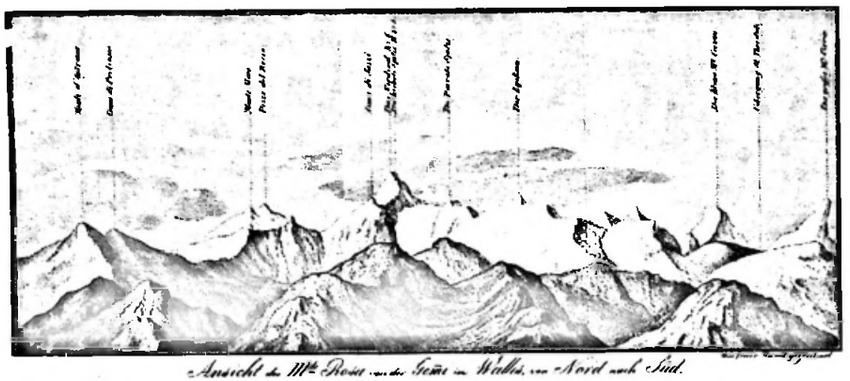

Abb. 4: Das neue Panorama: Blick auf den Monte Rosa von Norden. Lithographie nach einem Entwurf des österreichischen Obersten von Welden. In: Ludwig Freiherr von Welden (Hg.), Der Monte-Rosa. Eine topographische und naturhistorische Skizze, nebst einem Anhange der von Herrn Zumstein gemachten Reisen zur Ersteigung seiner Gipfel. Wien 1824, Tafel 4.

Die auffälligste Veränderung des Blicks von oben aber lässt sich an einer uns heute ganz trivial anmutenden, ganz alltäglich gewordenen Darstellungsweise ablesen, die anzeigt, dass der Mensch nun wirklich ohne Wenn und Aber auf der obersten Bergspitze steht und gleichsam ungerührt nach allen Seiten hinabsieht: Ich meine den Wandel der Bergzeichnung auf der Landkarte, der sich, bis heute wenig beachtet, innerhalb von wenigen Jahren vollzog – kulturelles Indiz für einen gravierenden Perspektivenwechsel. Noch die so berühmt gewordenen Tiroler Karten des Peter Anich (1723–1766)[56], die ja auf umfänglichen Vermessungs- und Geländeerkundigungsaktionen beruhten und 1768–1774 als Atlas Tyrolensis in Kupfer gestochen wurden, zeigen – bei aller sonstigen Exaktheit! – die Berge noch «in Maulwurfshügelmanier mit schattenseitiger Formschraffierung» gezeichnet[57], das heisst: Die Lage der Orte und der Verlauf von Flüssen und Strassen ist, auch unsere modernen Bedürfnisse befriedigend, massstäblich exakt wiedergegeben – nur die Berge, Bergketten und Berggruppen sind (und damit irritiert uns heute dieses Kartenbild und kommt uns sehr altertümlich vor) in schräger Perspektive abgebildet.

Dieser Wahrnehmungs- und Darstellungswiderspruch wird offensichtlich wenige Jahre später bemerkt und als unerträglich empfunden (Ich habe bis jetzt kein einziges Dokument gefunden, das diesen Widerspruch verbalisiert; es scheint nur die Resultate zu geben, in denen die Unstimmigkeit stillschweigend ausgemerzt ist!): Fortan – etwa ab dem Jahr 1800 – stellt man die Berge und Höhenzüge mit Hilfe von Schraffen dar, die der Fall-Linie folgen; nun plötzlich sind die Berge im Kartenbild so gesehen, als ob sich der Betrachter auf der Spitze oder Höhe des dargestellten Berges selbst befinde.

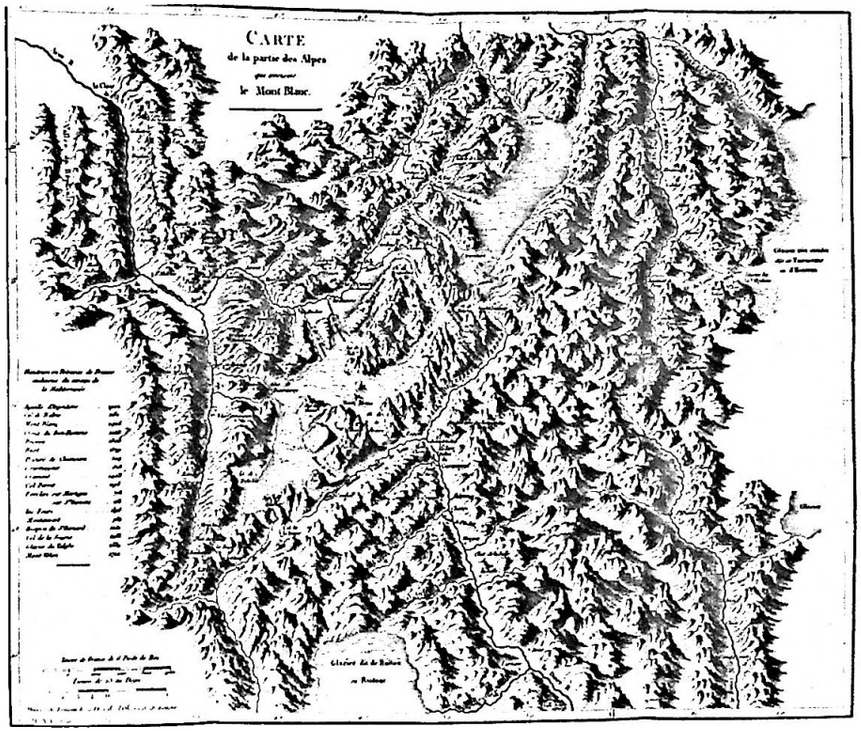

Abb. 5: Blick auf die Berge schräg von oben: das Mont-Blanc-Gebiet als Ansammlung von Maulwurfshaufen. Kartenbeilage in: Horace-Bénedict de Saussure, Voyages dans les Alpes, précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Geneve [sic]. Tome second. Genève 1786.

Das gilt für den neuen Schweizer Atlas des Johann Heinrich Weiss (1800)[58], das gilt etwa auch für die Topographisch-militärische Spezialkarte von Bayern (1813), auch wenn hier noch kritisiert werden kann, dass das Gelände «in freien Bergstrichen» dargestellt ist und mit «Generalisierung von Hügel- und Berggruppen zu wurmförmigen, fuchsschwanz-, mäander- und tannenzweigartigen Gebilden».[59] Schon die Resultate der ja vorwiegend militärisch intendierten Landesvermessungsaktionen und Triangulationen kurz nach 1800 (in Bayern ab 1817, in Österreich ab 1806)[60] führten dazu, dass die Schraffen das Gelände immer exakter abbildeten nach dem Prinzip: je steiler, desto dunkler. Das Schraffenprinzip beherrschte die topographischen Karten über ein Jahrhundert lang (und wird heute auch in amtlichen Karten noch zur Kennzeichnung der Felsformationen verwendet); gleichzeitig mit seiner Herausbildung und zunehmenden Perfektion gewann freilich ein zweites Geländedarstellungsprinzip an Bedeutung: Die Abbildung der Bodenplastik durch Höhenlinien, die heute unsere topographischen Karten dominieren – die Idee, «die Unebenheiten des Bodens durch gleichabständige Isohypsen

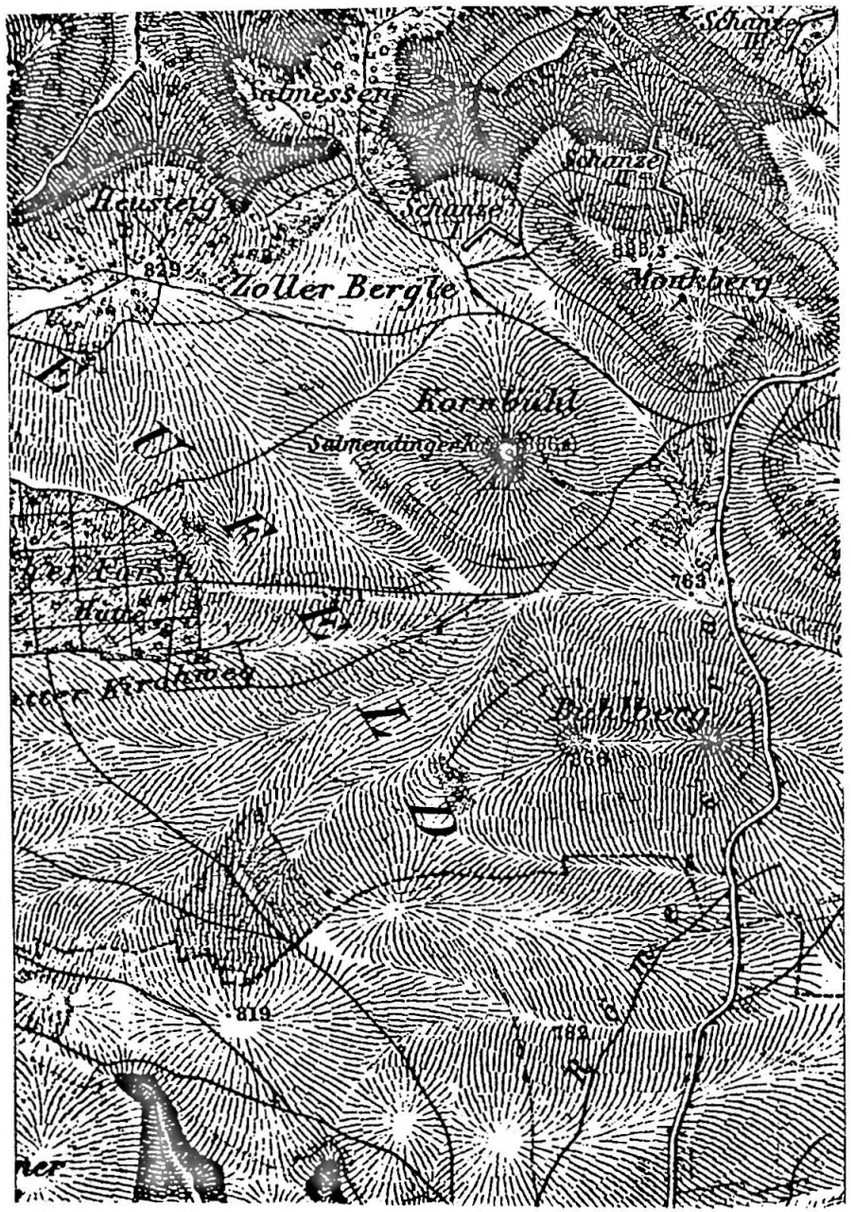

Abb. 6: Der Blick auf die Berge senkrecht von oben (I): Schraffen auf einer Karte im Massstab 1:50000 des württembergischen Königlichen Statistischen Landesamts. Stuttgart 1901.

zur Darstellung zu bringen», war im Frankreich der 1770er Jahre aufgetaucht; die Methode wurde ab 1809 systematisch angewandt und führte, nachdem ab 1818 allgemeine Nivellierung angeordnet war, zu einem ersten Satz französischer Niveaulinien-Karten.[61]

All diese Jahreszahlen und sonstigen Details sind nur deshalb von Belang, weil sie belegen, dass um 1800 fast ‹schlagartig› ein Perspektivenwechsel stattgefunden hat, so unauffällig wie wirksam und folgenreich, eine kleine Revolution der Wahrnehmung und Darstellung des Berges, die sich konfigurativ ereignet just in den Jahren, da der Mensch erstmals ‹erhaben› und frei auf den höchsten Spitzen der Alpen steht und hinunterschaut – auch wenn ihn dabei der Schwindel übermannt. Beide Vermittlungsmethoden der neuen Sehweise indessen – die Bergdarstellung in Schraffenform und diejenige mit Hilfe von Höhenlinien – sind nichts anderes als Vorwegnahmen des Satellitenblicks auf die Erde, den wir seit dem Ende des 20. Jahrhunderts kennen. Doch auch den hatte der freche junge Mathematiker und Theologiestudent Valentin Stanig schon im Sommer des Jahres 1800 auf der Grossglocknerspitze präfiguriert. Nachdem das vergoldete Gipfelkreuz errichtet und im Fels befestigt war, stellten ‹die Bauern› (gemeint sind die vier Heiligenbluter Zimmerleute, die man alsbald ‹die Glockner› nannte) daneben ausserdem noch einen Steigbaum auf, den sie schon im Vorjahr auf die damals erstiegene Kleinglocknerspitze geschleppt hatten. Der Klagenfurter Generalvikar Sigismund von Hohenwart notierte in seinem Tagebuch eine Episode, die ich – in unserem Sachzusammenhang – als überaus denkwürdig bezeichnen möchte: «Wir sahen durch unsere Fernröhre Herrn Stanig an diesen aufgestellten Baum hinanklettern, und als wir ihn bey seiner Rückkehre fragten, warum er dies gethan habe, sagte er: Er hätte es gethan, um sagen zu können, dass er über dem Glockner, und dass keiner der Anwesenden so hoch gewesen wäre, als er.»[62]

In gewisser Weise freilich war auch dieses exklusive Vergnügen höchster Erhabenheit schon demokratisiert, und zwar in Gestalt von Reliefs der Schweiz oder einzelner ihrer Kantone oder Teile – Reliefs, die es jedem einzelnen Betrachter erlaubten, die höchsten Berge von oben zu betrachten. Der zeitliche und sachliche Zusammenhang mit den Vermessungs-, Kartographierungs- und Besteigungsaktionen liegt auf der Hand. Johann Rudolf Meyer verwirklichte ab dem Jahr 1788 seine seinerzeit so aufsehenerregenden Reliefpläne[63], und noch der Enkel Rudolf Meyer gab als eines der Ziele der Besteigung von Finsteraarhorn und Jungfrau im Jahr 1812 an, er habe die Absicht gehabt, «durch genaue Messungen eine richtigere Darstellung der Gletscher» im Relief seines Grossvaters zu geben (nachdem sein Vater und dessen Bruder im Jahr davor sich davon überzeugt hatten, «dass auch die erhabensten Gipfel und Hörner der Bernischen Gletscherkette ersteigbar seien»)[64]. Wir haben ja heute keinen Begriff mehr von der Sensation, den der Blick auf das Relief gewährte – wir lassen uns deshalb von den Zeitgenossen an die Hand nehmen; auf die wirkte der Blick auf das ‹Hochbild› wirklich, als schauten sie aus höchs-

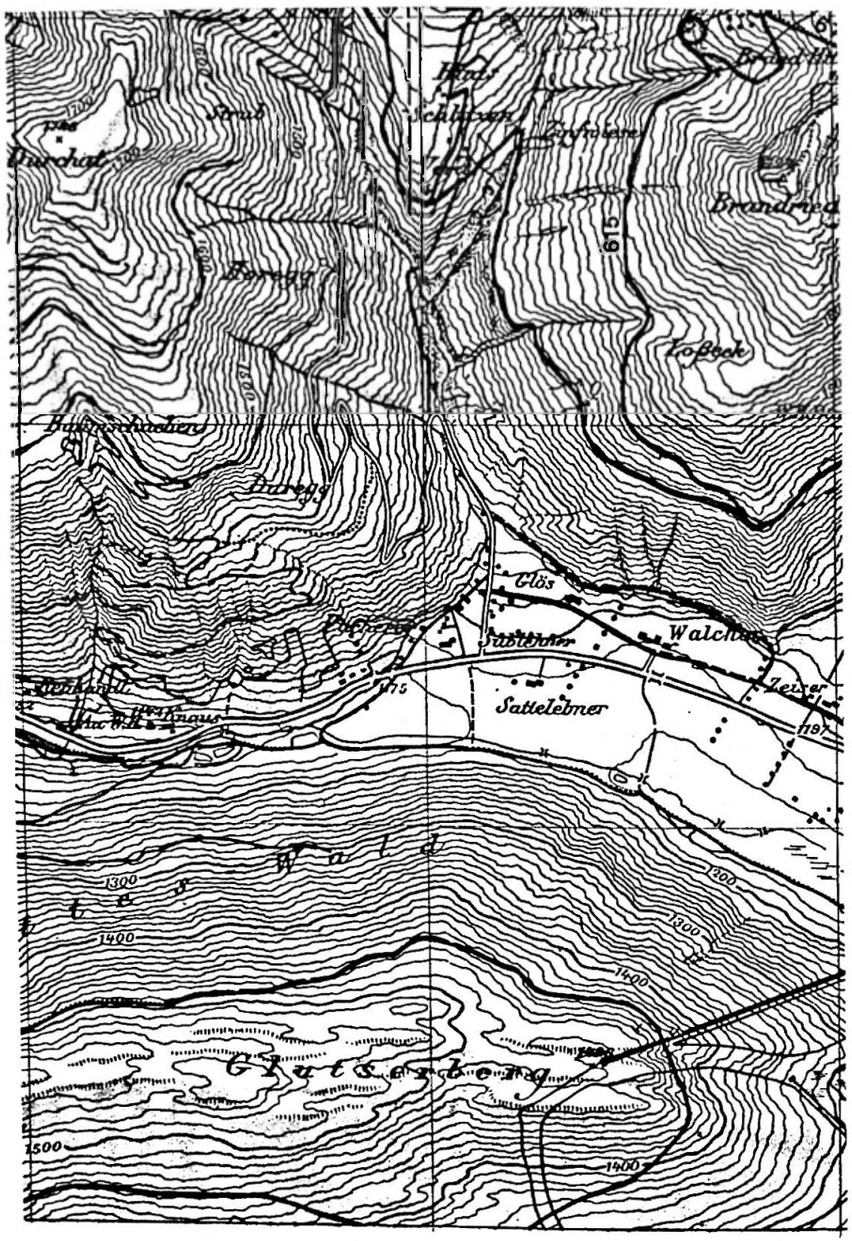

Abb. 7: Der Blick auf die Berge senkrecht von oben (II): Höhenlinien auf einer Karte des Österreichischen Alpenvereins im Massstab 1:25000, Wien 1992.

ter Höhe, nämlich «von dem Schiffchen eines hochgestiegenen Luftballs wahrhaft in das Gelände selbst» hinab![65]

Verfügung und Verführung

Solche Blicke der Verfügungsmacht werden in gewisser Weise wohl auch immer als Momente der Verführung empfunden worden sein: Man durfte sich als Angehöriger einer anderen, nichtirdischen Welt fühlen. Valentin Stanig, als er 1801 allein den Hohen Göll im Berchtesgadener Land erstiegen hatte, wollte nicht wieder herunter von diesem «ersten Plaz des Welttheaters»[66]; und als ein gutes Jahrzehnt später das Finsteraarhorn im Berner Oberland bezwungen wurde, sprach Rudolf Meyer vom «höchsten Thron, zu dessen Füssen die Reiche der Welt lagen»[67]. Die Wortwahl, an welcher der Theologe Heinrich Zschokke nicht unbeteiligt gewesen sein mag, war ja wohl nicht zufällig getroffen worden: Es wird keinen Zeitgenossen gegeben haben, der nicht wusste, dass damit auf die Versuchung Jesu angespielt sein sollte; den hatte Satan «auf einen sehr hohen Berg» geführt, und von oben zeigte er ihm «alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit» (Matth. 4, 8, Luther-Text), um ihn zum Abfall von Gott zu verführen. Den Arzt Joseph August Schultes, als er im Jahr 1800 vom Gipfel des Grossglockners ‹den halben Erdball› unter sich sah in ‹vernichtender Aussicht›, schwindelte (*deshalb,* möchte man sagen; und der heutige Leser staunt, welche Affekt-Reportage einem *Manne* damals möglich war): «O der vernichtenden Aussicht! Ich sass am Kreuze, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme, und zitterte als ich den halben Erdball unter mir sah; mir schien das Kreuz zu wanken und der ganze nadelförmige Gipfel, auf dem ich sass; ich glaubte zu fühlen wie die Erde sich drehe.» Die Kulturgeschichte des Schwindels ist erst noch zu schreiben.[68]

Der Aspekt der Verführung im Verfügungsblick von hoher Bergspitze erhält, meine ich, besondere Brisanz, wenn man sich daran erinnert, dass die Bergunterwerfungen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts als Resultate der Aufklärungsbewegung zu verbuchen sind: Nicht von ungefähr spielt der Berg eine bis jetzt freilich nur wenig beachtete Rolle in der Aufklärung – als realer Berg, der nun erstmals in der Geschichte der Menschheit kompromisslos erstiegen und erforscht wird; als symbolischer ‹heiliger Berg› mit ganz erstaunlichem, umfänglich zelebriertem Kult, wie man erst seit kurzem weiss[69]; und nicht zuletzt als ausgedehntes metaphorisches Feld – zu denken ist nicht nur an den Berg der Wahrheit, der Sonne und des Lichts, des Wissens und der Wissenschaft; sondern zu erinnern ist auch an die Vorstellung von der *Aufwärts*entwicklung der Menschheit. Es genüge der Hinweis auf die aufklärerische Programmschrift «Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts» des Berner Pfarrers (und späteren Dekans) und Philosophieprofessors Johann Samuel Ith, erschienen 1788 im «Magazin für die Naturkunde Helvetiens», in welcher der Verfasser, ein glühender Verfechter der Herderschen

Kulturtheorie, immer wieder zu Bildern der Aufwärtsbewegung greift: Der Mensch unterscheide sich von den Tieren durch seine «*aufgerichtete Stellung,* worinn die Alten schon einen Wink der Gottheit und des *Himmels Bürgerrecht* erkannten»; «wo die Vorsicht» den Menschen «auch hinstellt, da *strebt er aufwärts*» (im Gegensatz zum Tier, das sich im Zirkel bewegt); er sieht sich «im Reiche *höherer Wahrheiten* um, und *steiget* von Satz zu Satz, von Schluss zu Schluss *bis zum Gedanke* [sic] *der Gottheit*»[70]. Als Beispiel der flexiblen Kulturfähigkeit des Menschen fällt Ith der Gemsjäger ein, der an Felswänden *klettert,* «wo kaum die Breite der Sohle eine Unterlage findet»[71]; und selbst noch bei der Darstellung der Methode der philosophischen Abstraktion nimmt der Autor ein einschlägiges Bild – das des Blickes von senkrecht oben: Der nüchtern generalisierende Philosoph muss «etwas von dem empfinden, was der *erste Luftschiffer* fühlte, als die *Erde unter seinen Füssen sank,* als er sich *über die Menschheit erhoben* sah»[72].

Der Mensch, über die übrige Menschheit erhoben (und erhaben), bis zum Gedanken der Gottheit aufsteigend mit Bürgerrecht im Himmel: Das ist nah an einer Metaphorik der Überheblichkeit, die sich ohne Mühe ins Psychologische übersetzen lässt. Mit feinem Spürsinn hat ein Schweizer Bergreisender im Jahre 1806 angemerkt: «Was doch manche Menschen zu dem halsbrechenden Unternehmen wohl treiben mag, Höhen erklimmen zu wollen, die nicht für ihr Element geschaffen zu seyn scheinen, und auf denen oft kein Genuss des Müden wartet als derjenige, einen Augenblick auf seine Mitgenossenschaft – herabsehen, einen grossen Gesichtskreis beherrschen zu können! Es muss etwas Bezauberndes in diesem Herabsehen, in diesem Beherrschen liegen!»[73] Beherrschen, unterwerfen, verachten – es sieht so aus, als seien, als die Aufklärungsluft durch die Berge strich, nicht nur ihre menschenfreundlichen Züge zu spüren gewesen; es sieht so aus, als seien die Gipfel wenigstens hin und wieder auch von den menschenverachtenden Seiten der Aufklärung (es kommt uns ihre berüchtigte ‹Dialektik› in den Sinn) beschattet worden. Es mag ja noch hingehen und als ‹normaler› Affekt gedeutet werden, wenn vom «kleinlichen Treiben der Menschen» da drunten die Rede ist[74]; es mag, wenn Stanig vom Göll auf die «kleinen morschen Hütten der Menschen» hinunterblickt, eine Reflexion über die Vergänglichkeit menschlicher Kultur den Horizont des Affekts bilden[75]; wenn aber die menschlichen Behausungen als Wurmexkremente bezeichnet werden (sie scheinen, liest man in einem Bericht über die Besteigung des Mättenbergs, eines Ausläufers des Schreckhorns im Berner Oberland, «nicht viel mehr als schwärzliche Auswürfe von Regenwürmern zu seyn»[76]), dann ist nicht nur Verachtung im Spiel, sondern auch eine gehörige Portion Aggressivität.

Himmelsleiter

Gegen alle diese Verführungen und Versuchungen – der Anmassung, der Verachtung, der Aggressivität – waren die ‹Bauern›, die Führer aus den Tälern, gefeit;

denn sie, von denen grosser körperlicher Einsatz gefordert war (nicht selten zogen und schoben sie die ‹Herren› hinauf), schliefen auf den Gipfeln einfach ein. Die Berichte sind in dieser Hinsicht so eindeutig, dass ich mir Nachweise fast ersparen kann[77]: Der Schlaf, möchte man sagen, bewahrte diese Menschen vor der bedrohlichen Versuchung, er wirkte als ‹Reizschutz›, mit Freud zu reden. Dies galt sowohl für den Blick nach unten, als auch für den in die Ferne (vom Montblanc ans Mittelmeer, wie Pitschner fantasierte; oder vom Grossvenediger nach Venedig, wie die Sage ging; oder vom Dosson di Genova in den Adamello-Presanello-Alpen nach Amerika, wie einer der Führer flachst)[78]. Und es galt für eine dritte Art des Blicks, die frechste vielleicht, nämlich die von der Bergspitze nach oben – nochmals nach oben!

Als nämlich die Erstersteiger des Grossvenedigers Anfang September 1841 oben auf dem Gipfel ankamen, inspizierten sie auch den Himmel (wie ja das Messen der Farbe des Himmels seit Saussure zu einem jeden Gipfelprogramm gehörte), und es ist bemerkenswert, weil doch sonst vom Schwindel die Rede ist anlässlich des Blickes hinab in die Tiefe, was die Berichterstatter über die Venediger-Aktion notiert haben und über den Berg: «Ein anderer Himmel wölbt sich über seinem Haupte, und schwindelnd blickt das Auge in seine unverschleierte endlose Tiefe auf».[79] Schwindel beim Blick nach oben, ins Leere – nochmals gilt es dem methodischen Rat zu folgen und die Bildersprache ganz ernst zu nehmen: Der Himmel, von dem die Rede ist, ist nicht nur der physikalische Himmel, der vermessen wird; es ist nach wie vor auch der Himmel Gottes, der offen steht, den man offen sieht, den man aufreisst.

Darum ist es mehr als ‹blosse Metaphorik›, wenn der berühmte Botaniker Hoppe über seine Teilnahme an der Glockner-Expedition 1801 schreibt: Wir traten die «Himmelsreise» an[80]; man versteht, dass sich Bourrit in «lebhafte Bewegung» gesetzt sieht angesichts des Anblicks der «zween Männer», die – sie erstiegen den Buet, von dem schon mehrfach die Rede war – «dem Himmel entgegen klimmten, und keinen geringern Endzweck zu haben schienen als ihn zu erreichen», und wenn er eine Montblanc-Besteigung beobachtet und dazu ausruft: «Welch ein Anblick für uns! Welche seltsame herrliche Scene, diese zween Menschen zum Himmel aufsteigen, und ganz von der Erde verschwinden zu sehn!»[81] Es ist anzunehmen, dass es keinem zeitgenössischen Leser möglich war, hier *nicht* entweder an die Himmelsreise eines Toten zu denken, wie sie auf Epitaphien zuweilen dargestellt war, oder an die Himmelfahrt Christi – die Bilder Bourrits sind also beziehungsreiche Anspielungen (und natürlich wusste er, der Genfer Domsänger war, was er schrieb!). Nicht minder anspielungsreich war das Bild der sogenannten Jakobsleiter – Erzvater Jakobs Traum von der Himmelsleiter nach Gen. 28, 10–14 («und siehe, eine Leiter stand auf der Erde, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder; und der Herr stand obendarauf und sprach» usw., Vers 12 und 13, Luther-Text). Schon der Bericht über die Be-

steigung des Kleinglockners 1799 beginnt mit diesem Bild: «Wir stiegen mit der Leichtigkeit der Engel, die Jakob im Traume auf der Himmelsleiter auf- und niedersteigen sah, unseren Tauern hinan.»[82] In der Nacht vor dem Aufstieg erschien der Berg im Mondlicht ganz unwirklich nah. «Diese Täuschung», so erklärt sich der Schreiber die Träume, die dann folgten, «erfüllte die Phantasie vieler aus der Caravane einzig mit Bildern vom Glokner, welche die ganze Nacht hindurch ihr lebhaftes Spiel trieben. Beim Erwachen bekannten sie, sie wären wie die Engel auf Jakobs Leiter unaufhörlich auf- und niedergestiegen, und fühlten sich davon» (und das ist ein witziger Kommentar zu den Höhenbeschwerden) «sogar ziemlich ermüdet.»[83]

Man könnte diese vervielfältigten Jakobsträume psychoanalytisch deuten – man muss es aber nicht, weil es fürs erste genügt, darauf hinzuweisen, dass unsere Alpinisten den Himmel offen sehen. Und ein anderes sei angefügt, das im Bericht gar nicht erwähnt wird, weil es allen bekannt war: Gottvater, der oben auf der obersten Sprosse der Leiter erscheint, *segnet* Jakob, der an ihrer untersten schläft und träumt. Es ist nicht die unwichtigste Botschaft des Jakobsleiterbildes, dass der, der es zitiert, gesegnet sein möchte.

Der Wunsch ist verständlich; denn wenn die Tat der Gipfeleroberung auch alsbald nicht mehr als ungeheuerlich erlebt worden sein sollte – ganz geheuer war sie deshalb noch lange nicht. Es ist ja wohl kein Zufall, dass Friedrich Hölderlin seit 1797 den Plan verfolgte (und 1799 eine erste Fassung vorlegte), den Empedokles-Stoff zu dramatisieren: Empedokles (484–424 v. Chr.), der griechische Arzt und Naturforscher auf Sizilien, der *zu viel* entdeckt (nicht zuletzt, indem er auf hohe Berge steigt!) und es den Menschen mitteilt, «Der Göttliches verrät, und allverkehrend / Verborgenherrschendes / In Menschenhände liefert», und der damit den Gott «aus sich / Hinweggeschwätzt»[84] – «Ich kannt es ja, ich hatt es ausgelernt, / Das Leben der Natur, wie sollt es mir / Noch heilig sein, wie einst! Die Götter waren / Mir dienstbar nun geworden, ich allein / War Gott, und sprachs im frechen Stolz heraus»[85]. Es folgt die Opfergeschichte (wieder das Motiv des Opfers!): Empedokles, auf der Spitze des Ätna, stürzt sich in den Krater. Gewiss kann man, was Hölderlin aus dem von Diogenes Laertius überlieferten Stoff gemacht hat, verschieden interpretieren[86]; eines ist sicher: Die Empedokles-Fragmente sind ein Kommentar Hölderlins zu Tendenzen seines Zeitalters – ähnlich wie etwa das Gedicht «Dichterberuf» (1800/01), das ausdrücklich die naturwissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge der Zeit nennt: «Zu lang ist alles Göttliche dienstbar schon / Und alle Himmelskräfte verscherzt, verbraucht ...»

«Denn gegenwärtger sind die Götter auf den Höhn», lässt Hölderlin den Empedokles sagen[87] – nicht nur eine Erfahrung des Altertums, wie wir aus unserem Material wissen, sondern auch noch der ‹hellen›, der Aufklärungszeit: ‹bei lebendigem Leibe den Göttern nahe gekommen›, lautet eine Formel des Freiherrn von Moll, der nun ganz sicher ein nüchtern blickender Natur- und Technikwissen-

Abb. 8: Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Holzschnitt in: Wahrer Christen, insonderheit eines gottseligen Simeons und Hannä geistliche Himmels-Leiter, oder geistreiches Hand- und Gebet-Buch für alte Leute (...). Reutlingen o. J. (2. Hälfte 19. Jahrhundert), Frontispiz.

schaftler war; oder ist dies ‹nur› eine Floskel? Moll wirbt für ‹seinen› Glockner, der sei jedenfalls «wohlfeiler, gemächlicher, und eines glüklichen Erfolges sicherer» zu besteigen als der Montblanc. Und wenn er auch tausend Fuss niedriger sei, «so wird man doch immer hoh genug über den Spiegel der See gewesen seyn, um sagen zu können, man sey bei lebendigem Leibe den Göttern so nahe gekommen, dass man, blies der Wind gerade vom Olymp her, deutlich Alectryons Hahnengekrähe gehört haben müsste». Unüberhörbar ist der feine Ton der Ironie; unübersehbar ist, wie so oft bei diesen Reportagen jener Moderne, die antikische Theaterverkleidung. Doch, was hier auf kuriose Weise in die griechische Mythologie verschoben zu sein scheint – und gar noch in eines ihrer pikant-satirischen Kapitel: Ist es *nur* Satire, *nur* Ironie, *nur* Theater, *nur* Bildungsgeklingel und -spiel? Alectryon hätte ein Schäferstündchen des Mars mit der Venus schützen sollen, war aber eingeschlafen, so dass die ‹verstohlenen Freuden› des Paares publik wurden; zur Strafe wurde er in einen Hahn verwandelt.[89] Sollte dies nicht ein Fingerzeig sein? Wäre es denn ganz abstrus, hier eine Anspielung zu sehen auf die aufgedeckten und alsbald ausgeplauderten Geheimnisse der Natur, auf die (um nochmals auf Hölderlin hinzuweisen) hinausgeschwätzten verstohlenen Freuden der Naturentschleierung? Doch waren die Menschen offensichtlich nie um Kultur- und Seelentechniken verlegen, wenn es darum ging, mit Verlockung und Schrecken des geöffneten Himmels fertig zu werden. Wir haben schon einige dieser Techniken kennen gelernt. Gerade wenn das Auge schwindelnd in die unverschleierte endlose Tiefe des Himmels hinaufblickte (wir erinnern uns an diese Sensation auf dem Gipfel des Venediger), dann lag es besonders nahe, sich des stabilen Erdfundaments zu erinnern. Natürlich war allen Erststeigern daran gelegen, vom Tal aus beobachtet zu werden und Zeugen zu haben. Doch die Reaktionen und Signale, die sie weit drunten bemerken konnten – etwa von der Glocknerspitze aus die Böllerschüsse in Heiligenblut[90] –, hatten in einer solchen Situation auch noch andere Bedeutung: Sie gaben die Sicherheit und Vergewisserung, mit den Menschen da drunten verbunden zu sein.

Enttäuschung auf dem Gipfel

Wenn es nicht so zynisch klänge, könnte man sagen: Der Sturz ist nichts anderes als die ungeduldig-panische Rückkehr zu ‹denen da drunten›. Jedenfalls bedeutete das Verbot, die Gipfel zu betreten, einen gewissen Schutz vor solchem Unfall; und noch der Gestus des geschlossenen Auges (die einheimischen Begleiter schlafen, oben angelangt, alsbald ein) kann als der unbewusste Schutz vor der Gefahr des Blickes ins Offene gedacht werden. Schultes, um nochmals an das Beispiel zu erinnern, als er auf dem ‹nadelförmigen Gipfel› des Glockners schwindelnd das Kreuz umklammerte, konnte keinen Blick mehr für den ‹halben Erdball unter sich› haben: Er war des Schutzes Gottes nicht mehr sicher, er war *ausgesetzt* (und es ist eine Randbemerkung wert, dass in moderner Bergsteigersprache eine gefährliche

Schwindelstelle eine ‹ausgesetzte Stelle› genannt wird)[91] – der tiefere kulturelle Sinn der Gipfelkreuze ist ja gerade, dass das demonstrative Gotteszeichen als Ausdruck und ungewolltes Dokument der neuen Gott-Losigkeit fungiert.

Es ist also die Frage, wie man mit Zeugnissen umgehen muss, welche den ja doch zumeist als überwältigend geschilderten Blick von oben herabspielen und enttäuschend nennen. Ein frühes Beispiel enthält der Bericht des preussischen Gardeoffiziers Graf (von) Lusi über seine Montblanc-Besteigung im September 1816; zum Ausblick merkt er desillusioniert an: «Übrigens ist der Genuss dieser Aussicht nicht so bedeutend»; und er begründet dieses Urteil mit den Proportionsveränderungen durch die Perspektive: «Denn die Entfernung und die Höhe verkleinert die Gegenstände zu sehr; der schöne Genfer-See, zum Beyspiel, gleicht einer Dorfpfütze, die Stadt einem Haufen von kleinen Steinen.»[92] Hier scheint schon der sachlich ordnende, der analytische Blick vorgebildet, der später – als Attitüde männlicher Nervenstärke, der Entmythisierung, der souveränen Langeweile, spätestens im frühen 20. Jahrhundert dann wohl auch als Protest gegen das «A-a-a-h!»[93] der nun massenhaft auftretenden Touristen – einen eindeutigen Kontrapunkt zum ‹gemischten Gefühl› des Erhabenen bilden sollte: bei Hugi 1830 auf dem Finsteraarhorn, bei Leslie Stephen in den Sechzigern auf dem Montblanc, und ganz besonders ausgeprägt bei Eugen Guido Lammer, einem beeindruckenden Extremen und Unzeitgemässen in Leistung und Ansicht (er empfahl schon 1928, Alpenvereinswege einzuebnen und alle Schutzhütten, Wegzeiger und Gipfelkreuze abzureissen, um die unheilvolle Entwicklung des alpinen Massentourismus zu korrigieren): Den Blick von der Jungfrau fand er 1885 «geradezu flau und unschön» – wie er denn überhaupt meinte, die Gipfelrundsicht werde generell überschätzt.[94]

Es spricht vieles dafür, dass solche relativierenden Urteile, dass solche Empfindungen der Enttäuschung im Wesentlichen das Resultat eines langandauernden historischen Prozesses sind. Wer nach Gründen für die Entzauberung des Blickes sucht, wird sicher auf wenigstens drei Vorgänge stossen, welche die Tendenz wenn nicht verursacht, so doch befördert haben dürften. Den ersten Vorgang könnte man *Überholung* nennen: So gross das Interesse an den Alpen am Anfang des 19. Jahrhunderts auch war – es bekam doch sehr schnell Konkurrenz durch Forschungsberichte aus aussereuropäischen Gebieten, aus noch imposanteren Bergregionen Südamerikas und Zentralasiens. Und auch die Ersteigung dieser neuen Extremhöhen schien bald in den Schatten gestellt durch die Möglichkeiten der Ballonfahrt: Der phantasiert anachronistische Holzstich, der den ersten Ballon des Luftfahrers Charles leicht über die am Eis klebende Montblanc-Expedition Saussures hinwegschweben lässt, demonstriert die Fortschrittlichkeit und Überlegenheit der neuen Erfindung.[95]

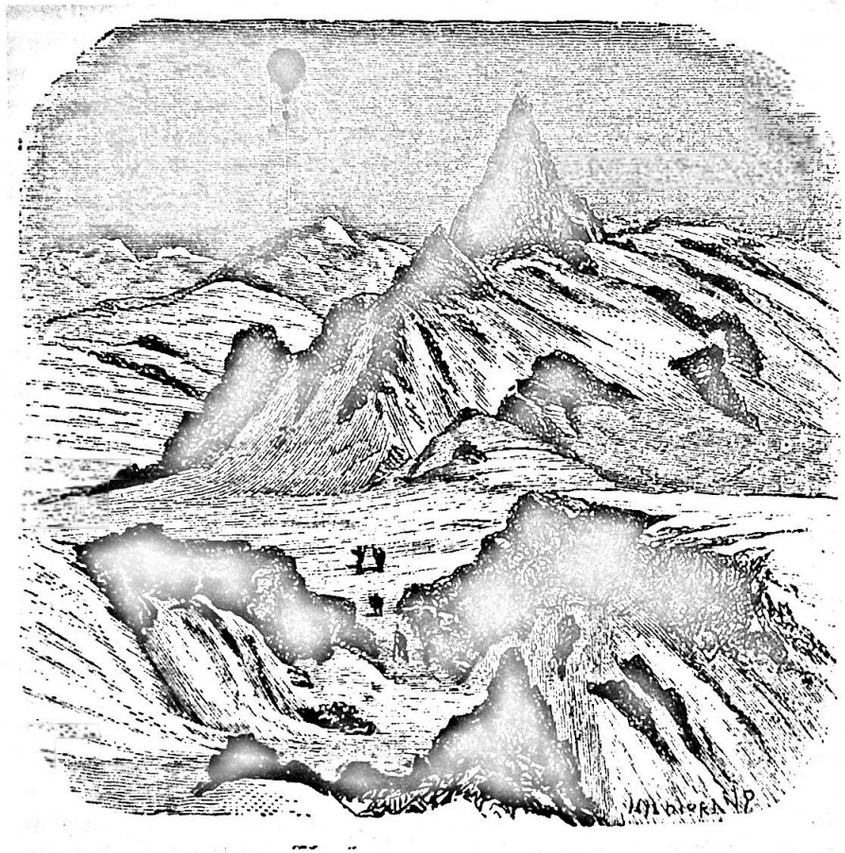

Abb. 9: Auch ein Traum: Der Luftschiffer Charles überfliegt Saussures Mont-Blanc-Expedition. Holzstich in: Hermann Masius (Hg.): Luftreisen von J. Glaisher, C. Flammarion, W. v. Fonvielle und G. Tissandier. 2. Aufl. Leipzig 1884: 14.

Den zweiten Vorgang, der dem Erhabenheitscharakter des Gipfelblicks viel Abbruch tun mochte und hier nicht weiter erklärt werden muss, könnte mit einem Ausdruck Lammers «*Demokratisierung des Bergsports*» genannt werden[96] – die Massenhaftigkeit mag dem Blickerlebnis so viel von seinem Saft entzogen haben wie ein dritter Vorgang: Gemeint ist die *Umwandlung des Pathos in Ironie und Satire*. Man könnte sich vorstellen, dass hier weniger die sensiblen Bilder von Bedeutung waren (etwa Erzherzog Johanns melancholischer Blick von der Höhe, wie ihn Peter Krafft in seinem oft kopierten Bild von 1817 vorgestellt hatte[97], ein Bild, dem man eine gewisse Nähe zu Caspar David Friedrichs Bildkonzepten zusprechen möchte), als vielmehr die drastischen Entwürfe – etwa vom Tod auf dem Gipfel.

Abb. 10: Der melancholische Blick vom Berg: Erzherzog Johann von Österreich. Holzstich nach dem Stich von Blasius Höfel (nach dem Gemälde von Peter Krafft, 1818). In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Steiermark (= Band 13). Wien 1890: 141.

Im Roman «Leuchtende Gipfel» von Rudolf Haas stirbt der alte Bergführer Elias Inseng auf der Spitze des Berges, weil er «der übergrossen Freude» des Gipfelblicks (so könnte man, die Schilderung der Emotionen etwas verkürzend, vielleicht sagen) nicht mehr gewachsen ist.[98] Die prosaisch-humoristische Variante dazu wäre ein Bild wie dasjenige vom Ende des Magisters Strampelmaier, der, während er sich der Aussicht von der Bergspitze mit einem Fernrohr hingibt, von einem Geissbock, der ihn hinterrücks angreift, in die Tiefe gestürzt wird[99], oder das der Berliner Touristen Schultze und Müller, die auf dem Montblanc nur vom Bier träumen und dazu die Fahne des Norddeutschen Bundes hissen wollen.[100]

Die Angstbedingungen verjährt?

Darf man von einer Abflachung der Emotionen sprechen? Wenn es nicht so gewöhnlich wäre, könnte man den in Beispielen geschilderten Prozess in das Endresultat ‹Gewöhnung› münden lassen. An diesem Ausdruck muss freilich zweierlei stören: Erstens gibt er vor, die Sache sei klar – wobei doch kulturanalytisch noch niemand erklärt hat, was Gewöhnung eigentlich *ist* und wie sie *geht;* und zweitens soll, so ist insinuiert, ein historischer Prozess in ein dauerndes – also unhistorisches – Resultat überführt worden sein. Ob nun Ernst Bloch in kräftig gewürzten Bildern von der ‹verabredeten Farbe› des Gebirgswassers redet, von der ‹unausrottbaren Abbildung der Landschaft›, von der Landschaft, die «aus den Kartengrüssen nicht herauskommt», vom Loden, der «Berg und Tal» «zugehängt hat» – oder ob Richard Weiss (übrigens fast gleichzeitig!), der den schlichten Ausdruck ohne Schnörkel liebte, schreibt: «Die Alpen sind nun angeeigneter Besitz»[101]: Stets klingt das so, als wenn Geschichte ins schlichte und dauernde Resultat überführt wäre; als wenn es nichts mehr dazu zu sagen gäbe. Ich habe Zweifel an dieser These. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass Geschichte zum Stillstand gekommen ist. Ich kann nicht glauben, dass der Mensch ein anderer geworden ist. Ich vermute, dass hier – wie in der These von der gleichsam harmlos gewordenen Ästhetisierung – ein unbewusster (weil erwünschter) Selbstbetrug vorliegt. Denn auf dem Gipfel zu stehen, ist nach wie vor für jeden, der dreidimensional sehen kann, etwas Ungeheures, Ungeheuerliches, nicht Geheueres.

Am Ende des Berichts über die Erstersteigung des Jungfraugipfels im Jahre 1812 steht ein so schlichter wie eindrücklicher Satz; er lautet: «Gottlieb Meyer, während die Walliser beteten, beobachtete Barometer und Thermometer.»[102] Der Satz steckt voller Kontraste (Deutschschweizer gegen Welschschweizer, Bürger gegen Bauern, Protestanten gegen Katholiken, neue Zeit gegen alte Zeit), und man muss nicht lange rätseln, auf welcher Seite die Sympathien von Herausgeber und Autoren der «Miszellen für die Neueste Weltkunde», in denen der Bericht erschienen ist, ruhten: Natürlich ging es um Beförderung und Lobpreis des Fortschritts. Aber der Satz, der ja doch die Vernünftigkeit des Messens aufzeigen soll, zeigt

gleichzeitig auch die Abkunft des Messens aus dem Beten an. Noch ist der historische Endpunkt nicht erreicht: das Schauen, der enttäuschte, der gelangweilte Blick aufs Schöne; doch wir kennen die Geschichte: Opfern; beten; messen; schauen ... Das sieht verblüffend klar und linear aus – geht so historische Entwicklung? Kann sich das eine ohne Murren und Ressentiment und Rest umstandlos in das andere verwandeln, sagen wir: die Opfer-Attitüde in die Mess-Attitüde? Gibt es nur die Hauptlinie, gibt es keine Nebenlinien? *Ein* Ertrag der Debatte über das Erhabene war die Entdeckung des ‹gemischten Gefühls› gewesen (wie ja Affekte wohl immer Affekt*mischungen* sind): Hat sich die Mischung am Ende im Kulturierungsprozess entmischt und aufgelöst? Ist das eine, so bedeutende Ingrediens – der Schrecken – spurlos verschwunden? Ist nur das angenehm Schöne, das heisst: das fade, das flaue Schöne – ‹Ästhetisierung›! – übrig geblieben als zeitloser, doch mässiger Genuss? So hätte sich der Mensch gern; aber so ist er nicht. Am Ende hat Riehl doch Recht, als er Selbstbetrug des Auges vermutet hat, und vielleicht müsste man kühner sein und sagen: Selbstbetrug unserer Gefühle, ja Selbstbetrug unseres gesamten Wesens.

In jenem Forschungszusammenhang, in dem er den Ausdruck «Versuchungsangst» anführt (der so trefflich auf den Stoff passt, den ich vorgestellt habe)[103], kommt Freud auch auf den (so könnte man vielleicht sagen:) historischen Prozess der Neurose zu sprechen; er bedauert die «Tatsache, dass so viele Menschen in ihrem Verhalten zur Gefahr infantil bleiben und verjährte Angstbedingungen nicht überwinden» – eben die sogenannten Neurotiker.[104] Die Frage ist, ob es auch in unserem Stoffkomplex ‹verjährte Angstbedingungen› gibt, wie die Ästhetisierungsthese behauptet (nämlich: Alte Affekte hätten sich verflüchtigt; übrig geblieben sei schlichtes Wohlgefallen am Schönen); die Frage ist weiterhin, ob die Angstbedingungen überhaupt verjährbar sind. Ich glaube es nicht – und insofern wäre die Ästhetisierungsthese eine höchst ungemütliche These. Zwar mag sich das Affektmischungsverhältnis historisch und kulturell etwas verschoben haben, doch der Mischungscharakter ist geblieben. Die Ästhetisierungsthese bestreitet das, und sie muss es bestreiten. Darin ist sie reine Ideologie: Schein, aber kulturell notwendiger Schein. Dieser Umstand eben – die heftige Notwendigkeit des Scheins vom Menschen, der sich ins Positive fortentwickelt habe – gibt ihr die Kraft, sich allenthalben zu behaupten und durchzusetzen. Die Ästhetisierungsthese ist eine panische These: An der Tatsache, dass fast nicht mehr auffällt, wie einfallslos sie ist, lässt sich ablesen, wie dringend erwünscht sie sein muss. Dagegen hilft nur eines: geduldige Empirie, der ins eigene Ich überzugreifen erlaubt wird.

Anmerkungen

[1] Ich bin unverbesserlich ins Allegorisieren verliebt. Deshalb konnte ich es mir nicht verbieten, die Zwischenüberschriften dieses meines Aufsatzes auch in einem auf das Lebensalter übertragenen Sinne zu lesen. Doch ist der Jubilarin diese Anspielung vielleicht allzu ungelenk – dann lese sie den Beitrag einfach so, wie er gemeint ist: als wissenschaftlichen Versuch zu einem Problemsektor der Ästhetisierungsgeschichte.

[2] Zu diesem methodischen Ansatz vgl. Hartmut Böhme/Gernot Böhme, Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt a. M. 1983.

[3] Johann Gottfried Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1770, erstmals publiziert 1772). Stuttgart (Reclam) 1966: 87.

[4] Ludwig Friedlaender, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 6., neu bearb. und verm. Aufl., 2. Theil. Leipzig 1889: 210 (hier auch das erste Zitat).

[5] Jacob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte. Band 2. München (dtv) 1977: 401 (Nachträge, 2). Hervorhebung von mir, M. Sch.

[6] Vgl. Sigmund Freud, Zwangshandlungen und Religionsübungen (1907). In: Ders., Sigmund Freud. Studienausgabe. Hg. von Alexander Mitscherlich u.a. Band 7: Zwang, Paranoia und Perversion. Frankfurt a. M. (1973), 5. Aufl. 1989: 11–21.

[7] Erste Hinweise wiederum bei Friedlaender (wie Anm. 4): 217; 222 f.

[8] Vgl. z.B.: Petrarca. Dichtungen, Briefe, Schriften. Hg. von Hanns W. Eppelsheimer. Frankfurt a. M. (Insel) 1980: 88–98; Francesco Petrarca, Die Besteigung des Mont Ventoux. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Kurt Steinmann. Stuttgart (Reclam) 1995.

[9] Ich zitiere nach der Übersetzung von Hans Nachod und Paul Stern, die in der Ausgabe von Eppelsheimer (wie Anm. 8) verwendet ist; Zitat: 96. – Die Stelle findet sich im 10. Buch, VIII.15, der «Confessiones».

[10] Ebd.: 88.

[11] Ebd.: 98.

[12] Ebd.: 88: «Dabei trieb mich einzig die Begierde, die ungewöhnliche Höhe dieses Flecks Erde durch Augenschein kennenzulernen.»

[13] Vgl. Hans Blumenberg, Die Legitimität der Neuzeit. Erneuerte Ausgabe. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1999: 397–403 (im Teil «Der Prozess der theoretischen Neugierde»). – Die wichtigsten Literaturtitel und Stationen der Rezeptionsgeschichte von Petrarcas Ventoux-Besteigung sind in der von Kurt Steinmann besorgten Edition (wie Anm. 8) genannt. Umfangreichere Interpretationen darüber hinaus bei Stefan Matuschek, Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse. Tübingen 1991; Ruth Groh/Dieter Groh, Petrarca und der Mont Ventoux. In: Dies., Die Aussenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2. Frankfurt a. M. 1996: 15–82; Karin Wieland, Worte und Blut. Das männliche Selbst im Übergang zur Neuzeit. Frankfurt a. M. 1998. – Ruth und Dieter Groh tragen in ihrem Essai die denkbar schärfste Kritik an der These von der Modernität Petrarcas vor: «Das Bild des die Welt von oben betrachtenden Dichters» – so die Wendung gegen die von Jacob Burckhardt begründete und besonders von Joachim Ritter (Landschaft. In: Ders., Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt a. M. 1974: 141–163) vertretene These – habe «solche Suggestivkraft bewiesen, dass es, gesehen durch die Brille moderner Fragestellung, zu einem wissenschaftlichen Trugbild, einem Phantasma werden konnte» (S. 61). Der Brief, ohnehin erst 1353 und nicht, wie angegeben, 1336 geschrieben, sei Fiktion; «möglicherweise» gebe er «gar keine sinnliche Erfahrung wieder», sondern sei angeregt von der Augustin-Lektüre, rekonstruiere also eine «Leseerfahrung» (S. 47). Die «Wirklichkeit des Berges, seine Bedeutung als Gegenstand der natürlichen Welt» werde «in einem Netzwerk metaphorischer Verweisungen beinahe zum Verschwinden» gebracht (S. 28); der Ventoux diene «vor allem als Metapher für aussernatürliche Signifikate» (S. 76), als «Allegorie einer Lebenskrise» (S. 78). Die Argumente sind mit Gründlichkeit und Scharfsinn vorgetragen, man kann und muss ihnen wohl weithin folgen. Nicht folgen muss man freilich der suggestiven These, das metaphorische Netzwerk *vertrete* die sinnliche Erfahrung, schliesse sie also aus; ich halte dafür, dass es *Bearbeitung* sinnlicher Erfahrung ist, setze Letztere also voraus. Und warum auch nicht? Warum sollen Wirklichkeitserfahrung und ihre Allegorisierung unverträglich miteinander sein?

[14] Vgl. Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. 1. Band. Leipzig 1854: Sp. 972 («AUSSICHT, ..., ein erst im 18. jh. erscheinendes wort ....»).

[15] Petrarca: Dichtungen, Briefe, Schriften (wie Anm. 8): 96.

[16] Vgl. z.B. Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910: 13–15 (mit Abb.; vgl. auch die Frontispiz-Abb.); Lenz Kriss-Rettenbeck, EX VOTO. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum. Zürich, Freiburg im Breisgau 1972: 36; 40 f.; 378 f. (Anm. 105).

[17] Ich entlaste meinen Text, indem ich auf die Aufzählung von Gipfeldeposita hinweise in: Martin Scharfe, Erste Skizze zu einer Geschichte der Berg- und Gipfelzeichen. In: Siegfried Becker/Claus-Marco Dieterich (Hg.), Berg-Bilder. Gebirge in Symbolen – Perspektiven – Projektionen (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 35, 1999). Marburg 1999: 97–124; hier: 117. Zu den Buss- und Opferhandlungen muss meines Erachtens auch die Aufrichtung von Gipfelkreuzen gezählt werden, vgl. ebd.: 117–120, und Martin Scharfe, Kruzifix mit Blitzableiter. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, 1999: 289–336.

[18] Valentin Stanig, Meine Erfahrungen bei den Exkursionen auf den hohen Göhl. (Mit Notiz über die erste Watzmann-Ersteigung.) Bericht an Karl Erenbert Freiherrn v. Moll. In: Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1881: 386–400; hier: 392. – Das heute, in Zeiten des alpinen Massentourismus, mit Recht ‹verbotene› Steine-Ablassen scheint anfangs durchweg geübt worden zu sein; Stanigs Verhalten steht nicht isoliert da.

[19] Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Gross-Glokner an den Gränzen Kärntens, Salzburgs und Tirols im Jahre 1799. In: Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde. Hg. von Karl Erenbert Freyherrn von Moll. 4. Band. Salzburg 1800: 161–224 und «Zusaz des Herausgebers»: 225–248; hier: 161 f.

[20] Ebd.: 211.

[21] Ignaz von Kürsinger/Franz Spitaler, Der Gross-Venediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. September 1841, und sein Gletscher in seiner gegenwärtigen und ehemaligen Ausdehnung. Mit einem Anhange .... Innsbruck 1843: 38. Vgl. auch ebd.: 20.

[22] Vgl. Jacob Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. Berlin 1877: 22 f.

[23] Bekannt ist Hegels schroffe Weigerung, der Kulturmode zu folgen und die Bergwelt ästhetisch angenehm und erhaben zu empfinden; vgl.: Reisetagebuch Hegel's durch die Berner Oberalpen 1796. In: Karl Rosenkranz, Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben. Darmstadt 1963: 470–490.

[24] Vgl. Richard Weiss, Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Horgen-Zürich/Leipzig 1933.

[25] Vgl. Gottlieb Sigmund Gruner, Die Eisgebirge des Schweizerlandes. 3 Theile. Bern 1760. – Dieses Werk signalisiert den Umbruch sehr deutlich. Einerseits ist die Rede von den «aller fürchterlichsten Wüsteneyen» der Gletschergegenden, von denen «keine Nachricht zu hoffen ist», da allenfalls «die allerfrechsten Jäger» hingelangen können (1. Teil: 109 und 107, die Jungfraugegend betreffend). Andererseits aber werden die einzelnen Gletscher ausführlich beschrieben und abgebildet (und zwar krass unterschiedlich, wie Individualitäten!) – und vor allem wird nun physikotheologisch der *Nutzen* der ‹Wüsteneien› betont: Das Titelkupfer nach einer Zeichnung («nach der Natur»!) von Johann Ludwig Aberli erklärt den unerschöpflichen Wasserfall als aus der Eisregion gespeist mit einem Vers von Hallers Alpengedicht: «Der Berge wachsend Eis, der Felsen Steile Wände / Sind selbst zum Nuzen da, und tränken das gelände.»

[26] Blumenberg (wie Anm. 13): 397 f. (Anm. 223).

[27] Johann Wolfgang Goethe, Briefe aus der Schweiz 1779. In: Ders., Werke, Briefe und Gespräche. Gedenkausgabe. Hg. von Ernst Beutler. Band 12. Zürich (Artemis) 1949: 62. – Die denkwürdige Situation aus dem Sommer 1775 ist zu Beginn des 19. Buches von «Dichtung und Wahrheit» ausführlich bearbeitet und mit auffälligen Markierungen versehen. Goethe zeichnet, «was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte», was ihm dann freilich «im Gedächtnis unauslöschlich geblieben» ist. Der Geselle will ihn sodann «von diesem Drachengipfel» in die «entzückenden Gegenden» Italiens locken – es wird ihm in den Mund gelegt, was Goethe selbst vier Jahre später dann sinngemäss sagt: «Schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Mut hinabzuspringen» (!). Die nachfolgenden Reflexionen sind ganz gewiss erst einmal auf des Schreibers Lebenssituation und Lebensgeschichte zu beziehen; doch dünkt mich, dass es nicht unerlaubt ist und vor allem fruchtbar, sie auch in einem allgemeineren Sinne zu deuten, der die Übertragung der Reflexionen auf die Situation des Berggipfels ermöglicht. «Mir kommt vor», merkt Goethe an, «als wenn der Mensch, in solchen Augenblicken, keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde.» Und: «Das was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute.» J. W. Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Ebd. Band 10. Zürich 1948: 810 f. – Zur ‹Reisehemmung› vgl. auch Norbert Haas, Sehen und beschrei-

ben. Zu Goethes zweiter Schweizerreise. In: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hg.), Reisen und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1983: 1–13.

[28] Blumenberg (wie Anm. 13): 400.

[29] Vgl. dazu E. W. Bredt, Die Alpen und ihre Maler. Leipzig o. J. (um 1925); Ulrich Christoffel, Der Berg in der Malerei. Zollikon 1963; Joseph Gantner, Leonardos Visionen von der Sintflut und vom Untergang der Welt. Geschichte einer künstlerischen Idee. Bern 1958; Beat Wyss, Pieter Bruegel. Landschaft mit Ikarussturz. Ein Vexierbild des humanistischen Pessimismus. Frankfurt a. M. 1990.

[30] Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft (1790, 1793, 1799). Hg. von Karl Vorländer. Nachdruck 1990 der 6. Aufl. Hamburg 1924: 102; 89; 90.

[31] Ebd.: 107; 106.

[32] Friedrich Schiller, Vom Erhabenen (Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.) (1793). In: Ders., Werke. Hg. von Ludwig Bellermann. 2. Ausg. 15. Bd. Leipzig (Bibliographisches Institut) o. J.: 157–184; hier: 166 f.

[33] Friedrich Schiller, Über das Erhabene (1801). Ebd. 7. Bd.: 231–250; hier: 232; 249.

[34] Ebd.: 236.

[35] Kant (wie Anm. 30): 88; 102; 105. – Vgl. dazu die auf die Affektentwicklung bezügliche These von Karl Landauer (entwickelt in einem Vortrag zum 80. Geburtstag von Sigmund Freud, 1936): bewusste Unlust als Lösegeld für unbewusste Lust. Vgl. Karl Landauer, Theorie der Affekte und andere Schriften zur Ich-Organisation. Hg. von Hans-Joachim Rothe. Frankfurt a. M. 1991: 50; Martin Scharfe, Scham der Moderne. In: Helmut Burmeister/Martin Scharfe (Hg.), Stolz und Scham der Moderne. Die hessischen Dörfer 1950–1970. Hofgeismar 1996: 81–99; hier: 97. – Vielleicht darf man auch das berühmt gewordene (vom Herausgeber so genannte «Fragment einer Höhlenforschung») erwähnen, in dem Leonardo von seinen sich widersprechenden Gefühlen vor dem Eingang der fremden Höhle berichtet: Es «regten sich plötzlich zwei Gefühle in mir, nämlich Furcht und Begierde: Furcht vor der düster drohenden Höhle und Begierde, zu erforschen, ob dort drinnen etwas Wunderbares sei …» Leonardo da Vinci, Tagebücher und Aufzeichnungen. Nach den italienischen Handschriften übersetzt und hg. von Theodor Lücke. Zürich 1952: 916 f.

[36] Jean-Jacques Rousseau, Bekenntnisse. Aus dem Französischen von Ernst Hardt. Frankfurt a. M., Leipzig (Insel) 1985: 257 f.

[37] Zit. bei Mark Theodor Bourrit, Beschreibung der Savoyischen Eisgebürge. Zürich 1786: 164 f.

[38] Kant (wie Anm. 30): 109 f.

[39] Schiller (wie Anm. 33): 242.

[40] Ebd.: 243.

[41] Ebd.: 244.

[42] Kant (wie Anm. 30): 111 f. – Zur Frage, auf welche Weise Kant «am ‹Alpendiskurs› partizipiert» habe (und in welchen Überlieferungsbezügen er stand), vgl. jetzt Gernot Böhme, Kants Kritik der Urteilskraft in neuer Sicht. Frankfurt a. M. 1999: insbes. 83–107 (Kapitel ‹Pyramiden und Berge›); Zitat: 89.

[43] Böhme ebd.: 101. – Die Begegnung mit dem Hirten bei Petrarca: Dichtungen, Briefe, Schriften (wie Anm. 8): 90. – Kants ‹roher Mensch› erscheint bei Saussure als durchaus reale Gestalt mit Namen: A. J. Perrot in Eleva, 1774, bei dem Saussure auf seinem Weg zum Cramont übernachtet. Perrot, «paysan riche pour son état», «traitoit de folie notre goût pour les montagnes»; auf die Frage nach dem Wetter (Saussure braucht schönes Wetter, der Landmann aber Regen) antwortet der Savoyarde: «Il ne fera que trop beau temps pour des fols comme vous.» Horace-Bénedict de Saussure, Voyages dans les Alpes. 4. Bd. Genève 1786: 87. Die Fundstelle verdanke ich Bernd Stübing, M. A., Marburg.

[44] Wilhelm Heinrich Riehl, Das landschaftliche Auge (1850). In: Ders., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 6. Aufl. Stuttgart, Berlin 1903: 61–86; hier: 70; 73. – Ritter sagt freundlicher: «Natur als Landschaft ist Frucht und Erzeugnis des theoretischen Geistes.»: Ritter (wie Anm. 13): 146.

[45] (Albert Knapp,) Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendigt von seinem Sohne Joseph Knapp. Stuttgart 1867: 227. Die Episode, die der Pfarrer und Liederdichter berichtet, spielt 1831 auf der Teck (Schwäbische Alb).

[46] Vgl. z. B. Richard Weitbrecht, Bohlinger Leute. Ein schwäbischer Bauern- und Pfarrerroman. Heilbronn 1911: 111 («‹Ha, – wie schön das ist›, antwortete Christine. ‹Schön ist anderst›, sagte Christoph, ‹ein Acker ist schön, wenn er eben liegt und recht Mist hat und treibt. An den Bergen dort wächst ja kein Korn.› Christine schwieg und sah immer auf die Berge.»); Bertolt Brecht, Herr Puntila und sein Knecht Matti. Volksstück (1940/41). Frankfurt a. M. 1963: 113–128 (11. Akt): Hier ist die Ästhetik des Landschaftsgenusses noch stärker an die Ökonomie gebunden insofern, als sie als

den Besitzverhältnissen unterworfen gedacht wird. Herr Puntila fordert seinen Knecht Matti auf, erhabene Gefühle zu haben: «Sag, dass dir das Herz aufgeht, wenn du das siehst!» Matti, der natürlich keine Wälder besitzt, antwortet: «Das Herz geht mir auf, wenn ich Ihre Wälder seh, Herr Puntila!» (S. 128).

[47] Vgl. Bruno Weber, Die Figur des Zeichners in der Landschaft. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 34, 1977: 44–82.

[48] Vgl. Stephan Oettermann, Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. Frankfurt a. M. 1980.

[49] Horatius Benedictus von Saussure, Reisen durch die Alpen, nebst einem Versuche über die Naturgeschichte der Gegenden von Genf. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen bereichert. 2 Theile. Leipzig 1781; hier: 2. Theil: 271.

[50] Horace-Bénedict de Saussure, Voyages dans les Alpes. 8 Bände. Genève 1786–1796, hier: Bd. 1, 1787 (!). Unter dem selben Titel gibt es auch eine zweibändige französische Ausgabe Neuchâtel 1779 und Geneve 1786, die im 1. Band ebenfalls schon den Kupferstich enthält.

[51] W. Pitschner, Der Mont-Blanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. und 2. August 1859. Ein Blick in die Eislandschaften der Europäischen Hochalpen. Erläutert durch einen Atlas mit sechs Farbendruck-Tafeln … 2. Aufl. Genf 1864. Zitat auf S. 6, das Panorama (Lithographie, koloriert) im Atlas Tafel VIII («Entworfen u. gezeichnet von Dr. W. Pitschner.»).

[52] David Hess, Kunstgespräch in der Alpenhütte. In: Alpenrosen, ein Schweizer Taschenbuch auf das Jahr 1822. Bern, Leipzig 1822: 111–166; hier: 132 (mit Hinweis auf die von Samuel Birrmann 1819 und 1820 gezeichneten Panoramen von den «mit unsäglicher Beschwerde» erstiegenen Gipfeln von Titlis und Faulhorn).

[53] (A. Ritter von Gallenstein,) Markus Pernhart. In: Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung 61, 1871: 121–128; hier: 125.

[54] Gute Reproduktionen bei Arnulf Rohsmann, Markus Pernhart. Die Aneignung von Landschaft und Geschichte. Klagenfurt 1992.

[55] Wie Anm. 53.

[56] Zu ihm immer noch die beste Hinführung: (Daniel Sternberg/Joseph Sterzinger) Lebensgeschichte des berühmten Mathematikers und Künstlers Peter Anichs eines Tyrolerbauers. Verfasset von einer patriotischen Feder. München 1767.

[57] Günter Nagel/Walter M. Welsch (Hg.), Karten der Berge. Vom Messtisch zur Satellitenvermessung. Katalog zur Ausstellung des Bayerischen Landesvermessungsamtes und des Deutschen Alpenvereins. München 1999: 47. (Abb. S. 48). – Zu den ‹Maulwurfshügel›-Zeichen vgl. schon Joseph Röger, Die Bergzeichnung auf den älteren Karten. Ihr Verhältnis zur darstellenden Kunst. München 1910.

[58] Vgl. Leo Weisz, Die Schweiz auf alten Karten. Zürich 1945; Abb. auf S. 197; 198.

[59] Nagel/Welsch (wie Anm. 57): 59 (hier auch Abb.-Beispiel).

[60] Vgl. dazu (Richter von Binnenthal [Hg.],) Instruction für die bey der K. K. österreichischen Landes-Vermessung angestellten Herren Officiere. Wien 1810; (K. Lego u. a.,) Die Entwicklung und Organisation des Vermessungswesens in Österreich. 1. Teil: Die Entwicklung bis zum ersten Weltkrieg. Wien 1949; Josef Zeger, Die historische Entwicklung der staatlichen Vermessungsarbeiten (Grundlagenvermessungen) in Österreich. Band 1: Verschiedene Arbeiten vom Altertum bis zum Ersten Weltkrieg. Wien (Manuskriptdruck) 1992; zur Schweiz vgl. J. H. Graf, Johann Rudolf Meyer und dessen Reliefs der Schweiz. In: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 11, 1886. Bern 1886: 1–120; Rudolf Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz als Historische Einleitung zu den Arbeiten der schweiz. geodätischen Commission. Zürich 1879.

[61] Joseph Röger, Die Geländedarstellung auf Karten. Eine entwicklungsgeschichtliche Studie. München 1908: 43–45; Zitat: 43. – Rögers historische Darstellung bietet bis heute eine hervorragende Einführung in die Problematik.

[62] Tagebuch des Herrn Sigmund von Hohenwart, Generalvicars des Herrn Fürstbischofes von Gurk; geschrieben auf seiner Reise nach dem Glockner im Jahre 1800. Abgedruckt bei J. A. Schultes, Reise auf den Glockner. 2. Theil. Wien 1804: 196–258; hier: 249.

[63] Vgl. Graf (wie Anm. 60): 7.

[64] (Rudolf Meyer) Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812. In: Miszellen für die Neueste Weltkunde Nr. 52, 1813: 205–207; Nr. 53, 1813: 209–211; 215 f.; Nr. 55, 1813: 223 f.; Nr. 57, 1813: 225–227; hier: 205. – Abgefasst oder zumindest redigiert ist der Bericht vom Herausgeber Heinrich Zschokke.

[65] Fr. Meisner, Kleine Reisen in die Schweiz, für die Jugend beschrieben. 2. Bändchen (= Reise durch das Berner Oberland nach Unterwalden für die Jugend beschrieben). 2. Aufl. Bern 1836: 5. Meisner,

Professor der Naturgeschichte in Bern, zitiert hier aus Johann Rudolf Wyss, Reise in das Berner Oberland. 2 Theile. Bern 1816/17.

[66] Stanig (wie Anm. 18): 393.

[67] Meyer (wie Anm. 64): 210.

[68] Schultes (wie Anm. 62): 183. – Da ich selbst nicht schwindelfrei bin, habe ich viel zu grossen Respekt vor der Physiologie des Schwindels, als dass ich leichtfertig in seine ‹Psychologisierung› verfallen könnte; aber der Zusammenhang zwischen Schwindel und der Überforderung des Menschen ist in den Berichten selbst postuliert. Eine erste Spur zur Problematik einer Kulturgeschichte des Schwindels legt Christoph Asendorf, Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900. Giessen 1989: 124–128. (Entdeckung des Gleichgewichtsorgans und -sinnes erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts.) Diesen Hinweis verdanke ich Petra Naumann, M. A., Marburg.

[69] Vgl. dazu Hans-Christian Harten/Elke Harten, Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution. Reinbek 1989 (das Kapitel ‹Heilige Berge›: 127–140).

[70] J. Ith, Ueber die Perfectibilität des Menschengeschlechts. In: Magazin für die Naturkunde Helvetiens 3, 1788: 1–52; hier: 43; 48; 49.

[71] Ebd.: 49.

[72] Ebd.: 8. – Alle Hervorhebungen von mir, M. Sch.

[73] C. E. [doch wohl Hans Conrad Escher (von der Linth)?], Kleine Bergreise auf die Sul oder Suleck [1806]. In: Alpina. Eine Schrift der genauern Kenntniss der Alpen gewiedmet. 3. Bd. Winterthur 1808: 192–248; hier: 233. – Ganz ähnlich (wenn auch nicht ganz so psychologisch-sensibel) später Berlepsch, der den Blick von der Alpenspitze «Heerschau im Dienste der Intelligenz» nennt und mit dem «Blick eines Mächtigen der Erde bei seinem Regierungs-Antritt» vergleicht. H. A. Berlepsch, Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. 2. Aufl. Leipzig 1862: 244 f.

[74] Berlepsch ebd.: 253.

[75] Stanig (wie Anm. 18): 393.

[76] Johann Rudolph Wyss, Reise in das Berner Oberland. 2. Abtheilung. Bern 1817: 656.

[77] Nur zwei Beispiele aus den gerade angeführten Literaturtiteln: C. E. (wie Anm. 73: 218) notiert, dass ‹sein Christian› « – ein bischen eingeschlummert» war; Berlepsch (wie Anm. 73: 247) teilt mit, drastischer, dass der Führer Voegeli auf dem Gipfel des Tödi schnarcht.

[78] Vgl. Anm. 51; vgl. Kürsinger/Spitaler (wie Anm. 21): 28 (noch 1841 glauben die Autoren, dass, wenn nicht «ein Nebelmeer den südlichen Gesichtskreis» gedeckt hätte, «Venedig, der nördliche Theil des adriatischen Meeres und der Lombardie, Steiermark, Kärnthen und Krain, ganz Tirol mit Vorarlberg, wie eine ungeheure Länderkarte sich dem erstaunten Auge aufrollen würden»); vgl. Julius Payer, Die Adamello-Presanello-Alpen nach den Forschungen und Aufnahmen von Julius Payer (Ergänzungsheft No. 17 zu Petermann's «Geographischen Mittheilungen».) Gotha 1865: 23. Den letzten Hinweis verdanke ich Wolfgang Rumpf, Marburg.

[79] Kürsinger/Spitaler (wie Anm. 21): Vorwort (unpag.).

[80] David Heinrich Hoppe, Bericht über meine diessjährige Alpenreise [1800]. In: Ders. (Hg.), Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr 1801 [= Nr. 12]. Regensburg 1801: 132–166; hier: 156.

[81] Bourrit (wie Anm. 37): 159; 239.

[82] Tagebuch einer Reise (wie Anm. 19): 27.

[83] Ebd.: 188.

[84] So lässt Hölderlin den Hermokrates in der 2. Fassung reden. Friedrich Hölderlin, Hyperion. Empedokles. Hg. von Klaus Pezold. Leipzig 1970: 225; 226.

[85] Ebd.: 172 (1. Fassung).

[86] Vgl. Diogenes Laertius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen. Hamburg 1998: 134–147; zum Zurücktreten des Hybris-Motivs zugunsten anderer Motivierungen vgl. insbesondere Ernst Mögel, Natur als Revolution. Hölderlins Tragödie. Stuttgart/Weimar 1994: 33–49; 139–145.

[87] Wie Anm. 84: 195 (1. Fassung).

[88] (Karl Erenbert Freyherr von Moll,) Zusaz des Herausgebers (zu: Tagebuch einer Reise [wie Anm. 19]): 225–248; hier: 227.

[89] Vollmer, Wörterbuch der Mythologie aller Völker. Neu bearbeitet von W. Binder. 3. Aufl. Stuttgart 1874: 27 f. (hier auch die Wortprägung «verstohlene Freuden»).

[90] Vgl. z. B. Schultes (wie Anm. 62): 176; 249.

[91] Im Grimmschen Deutschen Wörterbuch (wie Anm. 14: Bd. 1, 1854: Sp. 970–972) ist unter den zehn aufgeführten Bedeutungsvarianten diese nicht aufgeführt – noch nicht?

[92] Graf (von) Lusi, Reise auf den Montblanc (...). Aus dem Französischen. In: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst (Wien) 1817, Nr. 132 und 133 (3./5.11.1817): 536–539; Nr. 138 und 139 (17./19.11.1817): 561–564; hier: 563.

[93] Mit diesem Kommentar hat Doré in einer Illustration von 1855 («Reise in die Pyrenäen») das Gipfelgetue von Stadtbürgern versehen. Vgl. Gustave Doré, Das graphische Werk. Ausgewählt von Gabriele Forberg. München 1975: 341.

[94] Vgl. Franz Josef Hugi, Naturhistorische Alpenreise. Solothurn, Leipzig 1830: 190; Leslie Stephen, Der Spielplatz Europas. Zürich, Leipzig 1942 (engl. Ausg. zuerst 1871): 213; Eugen Guido Lammer, Jungborn. Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers. München 1935: 149; vgl. jetzt auch: Ders., Durst nach Todesgefahr. Hg. von Reinhold Messner/Horst Höfler. Augsburg 1999: 109 (Jungfraublick-Zitat) und 123.

[95] Vgl. Hermann Masius (Hg.), Luftreisen von J. Glaisher, C. Flammarion, W. v. Fonvielle und G. Tissandier. Mit einem Anhange über Ballonfahrten während und nach der Belagerung von Paris. Frei aus dem Französischen. 2., verm. Aufl. Leipzig 1884 (1. Aufl. 1872): 14 (Unterschrift der Illustration: «Charles und Saussure»; die Argumentation ebd.: 3–13); zur Bedeutung der frühen Ballonfahrten vgl. jetzt auch Tanja Greiner, Die wissenschaftliche Ballonfahrt im 19. Jahrhundert. Kulturwissenschaftliche Aspekte der Erfahrungen im Luftraum. Mschr. Magisterarbeit Marburg 2000.

[96] Lammer, Durst nach Todesgefahr (wie Anm. 94): 132 (L. zitiert hier einen eigenen Text von 1891). – Ich führe nur ein einziges Beispiel an: Seit der Zeit um 1840 gab es schon Zertifikate für die Besteigung des Montblanc. Vgl. John Grand-Carteret, La Montagne à Travers les Âges. Role joue par elle: façon dont elle a été vue. Bd. II: La Montagne d'aujourd'hui. Grenoble 1903: 90 (Abb.).

[97] Vgl. z. B. den Stich von Blasius Höfel in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Steiermark. Wien 1890: 141.

[98] Rudolf Haas, Leuchtende Gipfel. Roman. Leipzig 1925: 227. – Den Hinweis auf diesen Roman verdanke ich Dr. Bernhard Tschofen, Wien.

[99] Vgl. Münchener Bilderbogen Nr. 86: Herrn Magister Strampelmaier's Erlebnisse und Gefahren zu Wasser und zu Lande. (Nach Zeichnungen von Carl August Reinhardt.) München (Braun und Schneider) 1851/52.

[100] Vgl. Schultze und Müller in der Schweiz. Humoristische Reisebilder. Leipzig 1871, hier: 91–93.

[101] Ernst Bloch, Alpen ohne Photographie (1930). In: Ders., Verfremdungen II. Geographica. Frankfurt a. M. 1964: 129 f.; Weiss (wie Anm. 24): 150.

[102] Meyer (wie Anm. 64): 223.

[103] Sigmund Freud, Hemmung, Symptom und Angst (1926). In: Ders., Studienausgabe (wie Anm. 6). Band 6: Hysterie und Angst. 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1989: 227–308; hier: 253.

[104] Ebd.: 288.

GMX

Von: "Kress Daniel" <Daniel.Kress@bs.ch>
An: "Hildegard Gantner-Schlee" <Hildegard.Gantner-Schlee@gmx.ch>
Kopie:
Betreff: Leihgabe aus dem StASH
Datum: 04.01.2010 13:49:55

Liebe Frau Gantner,

besten Dank für die Zusendung des Entwurfs des Leihvertrags über das Reisetagebuch von Hieronymus Annoni. Leider muss ich Ihnen allerdings mitteilen, dass der Entwurf in einem wesentlichen Punkt dem mit Ihnen am 30.10.2009 vereinbarten Vorgehen widerspricht: Das Staatsarchiv ist nicht der Leihnehmer des Originals aus dem Staatsarchiv Schaffhausen, sondern Sie. Wir sind mit anderen Worten nicht bereit, die im Vertragsentwurf aufgeführten Pflichten zu übernehmen; wir hatten uns lediglich bereit erklärt, das Reisetagebuch während der von Ihnen mit dem Staatsarchiv Schaffhausen vereinbarten Leihfrist treuhänderisch zu verwahren.

Wir wären nach wie vor bereit, die treuhänderische Verwahrung der Handschrift für Sie zu übernehmen. Zum Prozedere würde ich vorschlagen:

1. Die Leihgabe ist durch Frau Dr. H. Gantner auf direktem Wege im Staatsarchiv Basel-Stadt zu hinterlegen.

2. Das Staatsarchiv Basel-Stadt zeigt dem Staatsarchiv Schaffhausen die ordnungsgemässe Hinterlegung der Leihgabe durch Frau Dr. Gantner unmittelbar nach Eintreffen über Email an.

3. Die Benutzung der Leihgabe ist nur Frau Dr. Gantner gestattet und erfolgt ausschliesslich im Lesesaal des Staatsarchivs Basel-Stadt.

4. Die Leihgabe ist durch Frau Dr. Gantner auf direktem Wege ins Staatsarchiv Schaffhausen zurückzuführen. Das Staatsarchiv Basel-Stadt zeigt dem Staatsarchiv Schaffhausen die Übergabe der Leihgabe an Frau Dr. Gantner unmittelbar nach erfolgter Aushändigung über Email an.

Gerne hoffe ich, dass sich eine Ihren Zwecken dienliche Lösung finden lässt.

Mit freundlichen Grüssen

Daniel Kress

mumu Archiv Museum Muttenz

Daniel Kress, lic.phil.

Stv. Staatsarchivar

Präsidialdepartement Basel-Stadt

Staatsarchiv Basel-Stadt

Martinsgasse 2

CH – 4001 Basel

Tel: +41 (0)61 267 86 06

Fax: +41 (0)61 267 65 71

Mail: daniel.kress@bs.ch

www.staatsarchiv.bs.ch

Dr. Hildegard Gantner-Schlee
Im Brüggli 3
4132 Muttenz
061 / 461 03 17

Muttenz, 4. Januar 2010

Sehr geehrter Herr Dr. Hofer

Wie Sie dem Mail von Herrn Kress entnehmen können, müsste nach dem Wunsch des StA BS der Vertrag mit mir abgeschlossen werden, womit aber Sie sicher nicht einverstanden wären.

Mich hat das ganze Vorhaben recht belastet, nicht nur, weil es mich sehr viel Zeit gekostet hätte, sondern weil ich ja auch noch einige Zeit des Fotografen, Herrn Franco Meneghetti, hätte beanspruchen müssen. Ohne dessen Hilfe hätte ich keine brauchbaren Aufnahmen machen können.

Nun habe ich nach einigem Hin-und-Her den Entschluss gefasst, die Transkription nicht von dem Schaffhauser Original-Manuskript vorzunehmen, sondern nach einer der beiden zeitgenössischen Abschriften, welche sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel befinden.

Vor etlichen Jahren, als ich noch an der Biographie Annonis arbeitete, habe ich im StA SH Annonis Manuskript mit dem Basler Manuskript (Signatur: B II 1) - anhand von Fotokopien - miteinander verglichen. Etliche Stichproben zeigten mir, dass die Abschrift buchstabengetreu vorgenommen worden war.

Selbstverständlich werde ich bei einer Veröffentlichung angeben, um welches der Manuskripte es sich handelt.

Seitdem ich diesen Entschluss gefasst habe, ist mir sehr viel leichter ums Herz. Dass ich zunächst den viel beschwerlicheren Weg einschlagen wollte, geschah in der Absicht, die beste Lösung zu finden. Nun begnüge ich mich mit der zweitbesten.

Sehr geehrter Herr Hofer, es tut mir aufrichtig leid, dass ich Ihnen vergebliche Arbeit und Mühe verursacht habe. Ich hoffe aber, dass Sie ein wenig Verständnis für meinen Rückzug haben. Für Ihr Entgegenkommen, das Sie mir erwiesen haben, bin ich Ihnen sehr dankbar.

Mit freundlichen Grüssen
Hildegard Gantner

Entwurf

Leihvertrag

Digitale Aufnahmen

1.	Leihgeber	Kanton Schaffhausen Staatsarchiv Schaffhausen Rathausbogen 4 8200 Schaffhausen
	Vertreten durch	Dr. Roland E. Hofer
2.	Leihnehmer	Staatsarchiv Basel
	Vertreten durch	Daniel Kress, stv. Staatsarchivar
3.	Der Leihgeber überlässt dem Leihnehmer als Leihgabe das Objekt . Chroniken D 2 (Reisetagebuch Annoni)	
4.	Aufbewahrungsort	Staatsarchiv Basel
5.	Gesamtversicherungswert	CHF 1000.--
6.	Transport und Verpackung	Staatsarchiv Basel, ausgeführt durch Dr. Hildegard Gantner-Schlee, Im Brüggli 3, 4132 Muttenz
7.	Nennung des Leihgebers in Ausstellung und Katalog	entfällt

8. Die allgemeinen Vertragsbedingungen sind integraler Bestandteil des vorliegenden Leihvertrages. Mit seiner Unterschrift bestätigt der Leihnehmer sein Einverständnis mit den allgemeinen Vertragsbedingungen sowie allfälligen, in der Objektliste aufgeführten Sonderbedingungen des Leihvertrages.

Ort, Datum:

Ort, Datum: Schaffhausen,

Stempel und Unterschrift des Leihgebers:

Stempel und Unterschrift des Leihnehmers:

Allgemeine Vertragsbedingungen
Ausleihe zur digitalen Aufnahme (Fotografie)

Art.1 **Zweck**
Die Leihgabe wird im Staatsarchiv Basel digital verfilmt (Fotografien). Die digitale Verfilmung erfolgt durch Dr. Hildegard Gantner-Schlee.

Art. 2 **Aufbewahrung**
Das Staatsarchiv Basel verpflichtet sich, die Leihgabe mit grösster Sorgfalt zu behandeln und übernimmt deren konservatorische und restauratorische Betreuung.

Art.3 **Ausschluss**
a) Der Leihnehmer darf die Leihgabe in keiner Weise verändern oder ohne schriftliche Zustimmung des Leihgebers kopieren, restaurieren oder in Betrieb nehmen.
b) Die Leihgabe darf ohne schriftliches Einverständnis des Leihgebers keinem Dritten übergeben werden.

Art.4 **Sorgfaltspflicht**
Der Leihnehmer verpflichtet sich, die Leihgabe entsprechend den Auflagen des Leihgebers sachgerecht aufzubewahren. Die Behebung von allfälligen während der Ausleihe an der Leihgabe entstandenen Schäden geht vollumfänglich zu Lasten des Leihnehmers.

Art.5 **Informationspflicht**
Allfällig an der Leihgabe auftretende Veränderungen oder Schäden müssen sofort dem Leihgeber gemeldet werden, der über die vorzukehrenden Massnahmen entscheidet. Es muss ein fotografisch dokumentiertes Protokoll erstellt werden.

Art.6 **Transport**
Der Transport erfolgt gemäss der allfälligen Auflagen des Leihgebers. Sämtliche Hin- und Rücktransportkosten und Verpackungen gehen zu Lasten des Leihnehmers.

Die Rückführung der Leihgabe erfolgt umgehend, wenn sie nicht mehr für den Leihzweck verwendet wird.

Der Transport von Schaffhausen nach Basel und von Basel nach Schaffhausen darf nicht über deutsches Gebiet erfolgen.

Der Transport ist vorgängig mit dem Leihgeber abzusprechen.

Die Behebung allfälliger während des Transports entstandener Schäden geht vollumfänglich zulasten des Leihnehmers.

Art.7 **Versicherung**
Die Objekte sind zum vollen Taxationswert innerhalb der Sachwertversicherung des Kantons Basel-Stadt versichert.

Art.8 **Gerichtsstand**
Der Vertrag untersteht schweizerischem Recht. Gerichtsstand für alle Streitigkeiten aus diesem Vertrag ist Schaffhausen.

- John Ray, Wisdom of God. 1704 (zuerst 1691)
von Kappeler mit Begeisterung aufgenommen.

- Ebenso J. J. Scheuchzer
Sakralisierung der Natur

1) – Toponomastik (Ortsnamenkunde) Heiligennamen
2) – Wallfahrtsorte
– traditionelle „Profanität" der Berge

1) Orte u. Pässe mit Heiligennamen, jedoch nicht Berggipfel. Gipfelregion profan (spät benannt)

3) – Haller
– Rousseau: La Nouvelle Héloïse -> literarische Wallfahrt

Reichler, ... : Die Sakralisierung ... (frz.)
Geschichte der Gipfelkreuze

künstl. Berge 1794 im revolutionären Frankreich

Lukas Gysin (?), Basel: Isaak Iselin

ISCCS-Website

Pascal Griner, Neuenburg, Kunsthistoriker
Bondeli, Philosophie-Prof. Bern

mumu Archiv Museum Muttenz

Leichenrede Joh. Jak. d'Annone,

der Silber-Arbeiter

von Theodor Burckhardt, Helfer zu St. Peter

7. 4. 1744

StABS

mit Trauer-Gedicht von H. Annoni

Leichenrede für Jeremias Rathgeb (StA BS)
im Haus Rud. Merian am 9.2.1744
mit Gebet im Anhang

Jeremias R.: bisher Rector Doktor, des Raths, Reputat
der Kirchen u. Schulen zu Stadt u. Land Basel

HA B5

Leichenrede Franz Christ Fäsch

17. Weinmonat 1744

mit Gedicht von H. Armoni

katholisch

Christoph Hensau (1712 – 15.1.1743)

verh. 2.10.1741 mit Susanna Hensau

keine Kinder aufgeführt

zersprungen, vermuthlich von dem vergifteten Wein; es sind von denen Fremden so viel Splitter heraus geschnitten, daß eine rechte Höle in der Bank ist. In einer hiesigen Kirchen auf einem Papistischen Altar trift man ein wunderliches Gemählde an, welches die Feinde der Transsubstantion sollen erfunden haben; nämlich, eine Windmühle, in welcher Maria stehet, und das Christ-Kindlein in den Kasten wirfft, von dannen dasselbe in kleine Stücken Brod verwandelt, von den Priestern herausgenommen, und dem Volke ausgetheilet wird. Es ist diese Gegend sonst sehr fruchtbar, massen sie guten Wein und Korn hervor bringt.

FRANKENTHAL, war eine herrliche Vestung, so aber gleichfalls gänzlich durch die Franzosen ruiniret, allein nunmehro durch Chur-Pfalz reparirt wird. An. 1571 ward mit denen Wiedertäufern hier ein Colloquium gehalten.

SPEYER, war gleichfalls eine herrliche Reichs-Stadt, allwo das Reichs-Archivum und Kayserliche Kammer-Gerichte war, so von dannen nach Wetzlar verleget worden, es sind aber anitzo nichts als die Rudera davon übrig, welche man wieder aufbauet.

LANDAU, am Fluß Queich, eine befestigte Stadt, an dem kleinen Fluß Zürch, ein regulär Acht-Eck mit so viel Ravelins: An. 1702 eroberte solche der Röm. König Josephus I. im folgenden Jahre bekamen sie die Franzosen wieder, und 1704 muste sie sich abermals Josepho submittiren. In dem Badischen Frieden hat sie Frankreich erhalten,

WEIS-

WEISSENBURG, an der Lauter, ist eine feine Stadt, Catholisch- und Evangelischer Religion, hat einen fruchtbaren Boden, schönen Wein-Wachs, und sonderlich viel Castanien, der Kron Frankreich gehörig, woselbst die Pfarr-Kirche und Benedictiner-Kloster, wie auch das Deutsche Haus sehenswürdig sind.

HAGENAU, am Fluß Morter, ein feiner Ort, vormals eine freye Reichs-Stadt, fast ganz mit einem Walde umgeben, wurde 1677 bis auf 6 Klöster erbärmlich ruinirt, und im Octob. 1705, nachdem es Frankreich wohl befestigen lassen, von den hohen Alliirten mit vorigen erobert, folgendes Jahr aber von erstern wieder weggenommen, die es noch besitzen.

STRASBURG, ist eine berühmte Bischöfliche Stadt, war sonsten eine Reichs-Stadt, kam aber 1681 unter die Devotion von Frankreich, an welche Krone sie im Rißwickischen Frieden vom Kayser und dem Reich vollends abgestanden, ist Catholischer und Evangelischer Religion. Sie soll 3803 Ellen im Umkreiß; und darinnen 195 Gassen haben. Daselbst ist die herrliche Fortification um die Stadt, nebst der Citadelle, welche ein regulär Fünfeck ist, das Münster und dessen weit bekannter Thurm, an welchem 163 Jahr ist gebauet worden, und 695 Staffeln nebst einem künstlichen Uhrwerk hat. An den grossen Pfeilern des Münsters siehet man oben allerhand erhabene Arbeit, unter andern wird eine Procession vorgestellet, worinnen ein Schwein den Weih-Kessel mit dem Weih-

mumu Archiv Museum Muttenz

Wasser vorher träget, und welchem die Schweine und Esel im Priester-Habit nachfolgen. Ferner siehet man einen Esel vor dem Altar stehen, als ob er segnen wollte: und ein anderer träget einen Kasten mit Heiligthümern, darinnen ein Fuchs zu sehen. Die übrigen zur Procession gehörigen Dinge werden von Affen nachgetragen. Auch siehet man über dem Pulte eine Nonne mit eisernen Schuhen liegend in Holz geschnitten, und einen Münch darneben, mit offenem Brevier vor sich, der die Hand der Nonnen unter den Rock partiret. Das Armen-Haus oder Hospital ist wohl ordinirt. Die Pfalz oder das Rath-Haus, in dessen Keller noch Wein ist, der über 200 Jahr alt seyn soll, der Pfenning-Thurm, der Saal der Maltheser Ritter, der neue Bau und die Münze, die Kunst-Kammer im Barfüsser-Kloster, die Bibliothec, das Wayssen-Haus, das Bischofs-Haus, das berufene Zeug-Haus, und die Korn-Böden sind wohl zu sehen. Man zeiget noch Korn vom Bauren-Krieg her, welches abgeschnitten worden in dem andern Jahr, weil in dem Aufruhr keine Leute zu bekommen gewesen, die es abgemähet, und ist aus Curiosité zum Andenken aufbehalten worden. Hat auch eine gute Universität, so 1538 gestiftet. Die Rhein-Brücke ist sehr lang. Von Cabinetten sind annoch zu besehen das Rathsamhausische.

Man logiret im schwarzen Raben und Ochsen, item im Thier-Garten.

BEN-

BENFELD, ist ein fein wohlbefestigt Städtgen, Catholischer Religion, dem Bischof zu Strasburg gehörig, daselbsten auch ein artiges Schloß ist.

SCHLETTSTADT, ist eine feine der Kron Frankreich gehörige Catholische Stadt, hat rechter Hand den Rhein, mit viel Morast und Pfützen, umgeben mit einem dreyfachen Arm des Mühl-Bachs, so aus der Ill fliesset, mit Ring-Mauren und starken Wällen, auch Aussen-Werken. Daselbsten hat das Münster einen treflichen Predigt-Stuhl, schöne Altäre, herrliche Begräbnisse und Epitaphia, besonders schöne Gemählde, auch einen hohen Thurm. Die Stifts-Kirche zu St. Fides, das Jesuiter-Collegium, neben dem Johanniter-Hause, ist auch wohl zu sehen.

BASEL, ist eine vornehme doppelte Stadt an dem Rhein, in dem Schweizerischen Bunde, worein sie 1501 getreten, mit begriffen, treibt gute Handlung, hat eine berühmte Universität, welche Pabst Pius der II. An. 1460 daselbst errichtet, auf welcher der berühmte Mathematicus, Herr Bernouillius, heutiges Tages floriret, und Reformirter Religion ist. Daselbst sind in Augenschein zu nehmen die Bischöfliche Kirche, und in derselbigen unterschiedliche Monumenta, insonderheit des Kayſers Rudolphi I. Gemahlin: Georgii von Andlo, des ersten Rectoris Magnifici, Francisci Hottomanni, Erasmi Roterodami, so 1516 gestorben, dessen Ueberschrift auf einer grossen ehrnen Platte recht einfältig noch allda zu finden, und dessen Cabinet bey der Universität, welcher es von dem Magistrat ge-

 schen-

het man auf einem Berge ein schönes Schloß, welches sehr fest, und mit einer treflichen Artillerie versehen ist. Die schöne St. Elisabeth-Kirche kann vor eine curieuse Antiquität paßiren.

Man logiret beym Bürgermeister.

GIESSEN, gleichfalls eine Ober-Heßische Stadt und Vestung an der Löhne; hat eine Universität, von Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt An. 1607 gestiftet, und sind daselbst das Schloß, Zeug-Haus, Collegium, worinnen die gewesenen Professores abgemahlt, auch eine alte Bibliothec befindlich, und die Kirche St. Pancratii zu sehen. Ist Augspurgischer Confeßion.

Man logiret im wilden Mann.

FRIEDBERG, ist eine Reichs-Stadt, Evangelischer Religion, in der Wetterau, daselbst die ausser der Stadt gelegene alte Burg, so Kayser Friederich der II. erbauet, zu sehen, auf welcher der Wetterauischen Reichs-Ritterschaft Burggrafe wohnet, welche allhier ihre Canzeley hat.

Man logiret im Schwan oder grauen Wolfe.

FRANKFURT, ist eine schöne grosse und feste, am Mayn gelegene Reichs-Stadt, so des Jahrs zwey berufene Messen, und noch die hohe Würde hat, daß daselbst die Kayserliche Wahl geschiehet. Ist Evangelischer Religion, aus welcher auch der Rath ist, bestehet in 45 Raths-Herren von Patriciis und Gemeinen, dessen Haupt Reichs-Schultheiß genen-

genennet wird, und allzeit bleibet. Wird durch den darzwischen fliessenden Mayn in 2 Städte eingetheilet, davon die eine Frankfurt, die andere Sachsenhausen heisset. Die Bibliothec, welche mit D. Waldschmidts Cabinet und Bibliothec vermehret, die Dohm-Kirche zu St. Bartholomæi, das Prediger-Kloster, darinn ein treflich Kunst-Stück von der Himmelfart Mariæ, von Albrecht Dürer gemacht; insonderheit die neuerbaute Lutherische Kirche zu St. Cathrinen, ohne Pfeiler, mit dem schönen Marmornen Altar ꝛc. und andere Kirchen und Klöster, wie auch das Deutsche Haus, das Rath-Haus, der Römer genannt, und auf selbigem das Original der güldenen Bulle, der Saal-Hof und das Zeug-Haus sind wohl zu sehen. Die güldene Bulle ist ein gülden Siegel, an der wichtigen Verordnung Caroli IV. so die Wahl eines Römischen Kayserß betrifft, inwendig mit Wachs angefüllet, hängt an schwarz und gelben seidenen Fäden, stellet im Gepräge aussen die Engels-Burg vor, worauf die Worte: Aurea Roma in drey Linien mit 9 Buchstaben sich also zeigen. { aur / ear / oma } Die Verordnung an sich ist in alter Lateinischer München-Schrift abgefasset, bestehet aus 21 Capitibus, so aber im Original-Exemplar nur bis cap. 12 numeriret sind. Es sind 40 Blätter in 4to. Sie liegt auf dem Römer unten in der Canzeley, welche drey Gewölbe über einander hat und ist der Stadt Archiv in demselben so viel mal abcopiret und über einander in 3 Stockwerken ver-

wahret. Thulemarii Lateinische Version in Folio liegt gedruckt bey dem Original verwahret. Oben auf dem Römer-Saal stehen die Deutschen Kayser bis an die Brust abgemahlet: Sie fangen von Conr. I. an, und gehen bis auf den letzt verstorbenen Carol. VI. Als etwas sonderliches kann man dabey remarquiren, daß in der Reihe der Kayser Philippus pulcher aus Oesterreich an statt Ludovici Bavari aufgeführet ist, und des itzigen Kayserś Portrait just die Stelle beschliesset, daß kein anderer Raum für einen künftigen übrig ist, als daß zwischen den Fenstern einer aptiret werde. Die berühmten Messen von Ostern und Michaelis werden zu Friedens-Zeiten von entfernten Nationen frequentirt. Gelehrte besuchen die schönen Buchladen. Auch ist der neue Pallast, welchen der Fürst von Tassis aufführen lassen, nicht vorbey zu gehen. Die Reformirten halten ihren GOttes-Dienst eine Stunde davon, in dem Dorfe Bockenheim. Die Juden haben eine a parte Gasse zu ihrer Wohnung, welche kann verschlossen werden.

NB. Im hiesigen Zucht-Hause behält man noch immer die alte Gerechtigkeit der Römer, indem sie die, so nicht gut thun wollen, in die Mühle schicken, dahin sie auch die bösen Weiber thun, welche zur Strafe das Mühl-Rad drehen müssen.

Man logiret in dem vortreflichen Wirths-Hause zum güldenen Engel, wo man magnific tractirt wird; Geringer aber im Kayserś-Hofe, im weissen Schwan, güldenen Sonne, wilden Manne, oder 3 Kronen.

Vier.

Vier Meilen von Frankfurt lieget das berühmte warme Bad Wißhaben, und noch 2 Meilen weiter der unvergleichliche Sauer-Brunnen zu Schwalbach, welche jährlich von vielen hohen und niedrigen Standes-Personen besuchet werden, wovon in dem Bey-Wege ein mehrers.

OPPENHEIM, ist eine feine Stadt, Lutherischer und Reformirter Religion, hat ein feines Schloß, Lands-Cron genannt, und die St. Cathrinen-Kirche wird vor eine der schönsten am Rhein gehalten, ist itzo ganz ruiniret.

Ein Curieuser kann hier die gleich Oppenheim über am Rhein auf einem Fußstück und 4 Knöpfen stehende Pyramide bemerken, worauf ein Löwe, mit einem Casquet und Schwerdte in der rechten Klauen haltend, sitzet. Dieses Andenken soll König Gustaphus Adolphus 1631 im Septemb. haben errichten lassen, als er mit einem Theile seiner Armee auf Scheun-Thoren glücklich übern Rhein setzete, und die verschanzten Spanier schlug, auch Oppenheim eroberte.

WORMS, war eine schöne Reichs-Stadt, so aber 1690 den 11 May durch die Franzosen ganz eingeäschert, Catholisch und Evangelischer Religion, wiewohl sie nach erfolgtem Frieden wieder aufgebauet worden. Im Julio 1521 that Lutherus hier auf dem Reichs-Tage seine Verantwortung und in dem so genannten Bürger-Haus zeiget man die Bank, worauf Lutherus das Glas gesetzet, als man ihm zu trinken gereichet, welches von selbst

NEUENBURG, zur rechten Hand des Rheins, wo Herzog Bernhard von Sachsen gestorben, welches die Franzosen entrissen und fortificiret.

BRISACH, die vortrefliche Vestung nebst einer Citadelle, auf einem Felsen, liegt zwischen Basel und Straßburg, wurde vermöge des Rastädter Friedens 1714 an den Kayser abgetreten. Hier paßiret man die Brücke. Auf der andern Seite liegt die Vestung Neu-Brisach, welche von Frankreich neu erbauet worden. Von Basel 7 M.

Hiebey liegt zur rechten Hand

FREYBURG, an einem Berge, am Fluß Tretsheim, hat eine Universität, eine trefliche Vestung mit einer aufm Berge liegenden Citadelle bedecket, und mit andern Schanzen im Thal versehen, auf $2\frac{1}{2}$ Meil.

Zur linken Hand die Vestung NEU-BRISACH, auf 3 Meil.

COLMAR, am Fluß Rotbach, war vor dem eine Reichs-Stadt, itzo gehöret sie der Cron Frankreich, auf 2 Meil.

Zu Straßburg nimmt man andere Schiffe, und trifft 4 Meilen rechter Hand unterwärts an

STOLLHOFEN, ein Paß, befestiget und mit Morast umgeben, Landwerts auf 1 Meil.

Eine Meile weiter paßiret man die Vestung

FORTLOUIS, auf einer Insel gelegen, und Hagenau gleich über.

BADEN, ebenfals zur rechten Hand, auf 1 M.

RASTADT, woselbst Marggraf Louis von Baden ein schönes Schloß angeleget, auf $1\frac{1}{2}$ Meilen.

LAUTERBURG, zur linken Hand, auch unweit Weissenburg, auf $\frac{1}{4}$ Meil.

CARLS-RUHE, ein von dem heutigen regierenden Herrn Marggrafen zu Baden-Dürlach, Carl Wilhelm, neuerbauetes schönes Residenz-Schloß, welches mit einem vortreflichen Garten pranget, in welchem die meisten ausländischen Gewächse anzutreffen.

PHILIPSBURG, die vortrefliche Vestung, mit 7 Bastionen und vielen Aussenwerken befestiget, muste 1734 eine harte Belagerung ausstehen, auch sich endlich nach einer tapfern Gegenwehr, wobey der commandirende Gen. Marchal Duc de Berwic selbst das Leben verlohr, den 18 Jul. an die Franzosen ergeben.

SPEYER, wo vormals das Kayserliche Kammer-Gericht gewesen, ist nebenst dem schönen Dohm im letzten Kriege gänzlich ruiniret worden, so aber nun treflich wieder aufgebauet ist. — Zum wenigsten wird man noch auf dem Gange nach dem Chore zu 4 runde ins Estrich eingegrabene eherne Platten, so ohngefehr einen Schuh im Umkreiß

kreiß halten, und 30 Schuh von einander liegen, finden. Auf deren ersten stehet, O Clemens! auf der andern, O Pia! auf der dritten, O Felix! auf der vierten Maria! welche letztere ohngefär 30 Schuh von demselben stehenden Marien-Bilde entfernet ist, davon folgende lächerliche Fabel zu wissen. Es habe nämlich der H. Bernhard die Kirche mit 4 Tritten, auf welche die 4 Platten eingeleget, durchschritten, und bey einem jedweden Tritt das in den Platten gegrabene Wort gesprochen. So bald er nun bey dem letzten das Wort Maria von sich vernehmen lassen, hätte ihm das Bild geantwortet: Salve Bernharde! darauf dieser soll gesagt haben: Molier tace-at in Ecclesia; nach welcher Zeit das Bild niemals wieder geredet hätte.

Man logiret im König von Engeland, im Schwan, oder im Kayser.

MANNHEIM, eine im vorigen Seculo von Churfürst Friederich dem IV. erbauete Vestung, woselbst sich der Neckar mit dem Rhein vereiniget. An. 1688 den 10 November wurde Stadt und Vestung von denen Franzosen erobert und jämmerlich zerstört, daß man keine Stätte mehr kennen konnte, ist nunmehro von neuem wieder erbauet, und bereits in sehr gutem Stande. Ihro Churf. Durchl. haben ein schönes Schloß zu Dero Residenz daselbst aufführen lassen.

WORMS, siehe davon pag. 103.

OPPENHEIM, zur linken Hand.

MAYNTZ, zur linken Hand, eine Erzbischöfliche und dieses Churfürstens Residenz-Stadt.

Hier

Hier vereiniget sich der Mayn mit dem Rhein. Allda hat man zu besehen den schönen Dohm und viele andere Kirchen und Klöster, das Jesuiter-Collegium, und das Rath-Haus. In der Vestung nahe am Wall ist zu sehen das Monumentum Drusii, und der Eichelstein. Der Churfürstl. Kirchen-Ornat ist sehr prächtig. In der Haupt-Kirche seynd viele prächtige Grabmahle von Fürstlichen Personen. Die Universität ist 1482 gestiftet. Die Stadt an sich ist alt und irregulair erbauet, hat eine herrliche Situation. Zu unterst der Stadt liegt St. Martinsburg, die Churfürstliche Residenz. Und auf der andern Seite zu oberst der Stadt ist das angenehme Lust-Schloß und Garten, Favorita genannt, welche nebst der nahe dabey gelegenen Carthause sehenswürdig. Anno 1688 eroberte Frankreich diesen Ort ohne Widerstand, im folgenden Jahre kostete es denen hohen Alliirten eine kostbare Belagerung, selben wieder zu entreissen, ist auch nunmehr mit treflichen Fortificationen versehen.

Man logiret in den drey güldenen Kronen, im Anker oder Nürnberger-Hof und Kranich.

Von dar nimmt man den Rück-Weg zu Lande, wie oben beschrieben.

III. Die Bey-Wege dieser Reise.

GIESSEN hat WETZLAR, an der Lahn, welches eine alte, ziemliche grosse und Volkreiche Reichs-Stadt in der Wetterau ist, die unter Hessen-Darmstädtischem Schutz stehet, woran Chur-Trier auch Theil haben will; doch hält Darmstadt

Guar-

Acht und funfzig accurate Post- und Boten-Charten der vornehmsten Residenz- und Handels-Städte in Europa.

Hamburg, bey Christian Herold.
1749.

mumu Archiv Museum Muttenz

Vormittags um 10 Uhr, fahrend auf Grossenhayn, Torgau, Wittenberg, Magdeburg, und so weiter, wie auch Mittwochs gemeldet.

Zu gleicher Zeit, fahrend auf Freyberg, Chemnitz, Lichtenstein, Zwickau, Reichenbach, Plauen, Hof, Bayreuth und Erlangen, bis Nürnberg.

Item auf Leipzig die reitende Post, wie Mittwochs gemeldet.

Nachmittags um 3 Uhr, fahrend auf Nossen, Waldheim, Colditz, Grimma und Leipzig.

Item die reitende Post nach Breslau und ferner in Polen.

Verzeichniß der vornehmsten fahrenden Posten von Dresden nach andern Orten, mit dabey gesetzter Meilen-Distanz.

Aus Dresden nach Wittenberg.

	Meilen.
Bis Grossenhayn	4
Coßdorf	3
Von Coßdorf ab Nach Torgau	
Anneburg	3
Jessen	3
Wittenberg	1
14 Meilen.	

Aus Dresden nach Berlin.

	Meilen.
Bis Grossenhayn	4
Elsterwerda	2
Sonnewalda	3
Luckau	2
Baruth	3
Mittenwalde	3
Berlin	3
20 Meilen.	

Mayn, Cölln, aus denen Nieder-Landen, Holl- und Engeland, Elsaß und Frankreich.

Sonnabends Nachmittags die Prag- und Wienerische Post, wie auch von Töplitz.

Aus Dresden nach Guben.

	Meilen.
Bis Königsbrück	3
Hoyerswerda	4
Spremberg	2
Forsta	3
Guben	3
15 Meilen.	

Aus Dresden nach Sorau.

	Meilen.
Bis Königsbrück	3
Hoyerswerda	4
Spremberg	2
Tribel	3
Sorau	2
14 Meilen.	

Aus Dresden nach Hof.

	Meilen.
Bis Herzogswalde	2
Freyberg	2
Oederan	2
Chemnitz	2
Lungenwitz	2
Zwickau	2
Reichenbach	2
Plauen	2
Hof	4
	20 Meilen.

Aus Dresden nach Breslau.

	Meilen.
Bis Hertha	4
Bautzen	3
Rothkretzemer	3
Görlitz	3
Waldau	3
Bunzlau	3
Kleinhayn	2
Liegnitz	4
Neumark	3
Breslau	3
	31 Meilen.

Aus Dresden nach Leipzig über

	Meilen.
Nossen	4
Waldheim	2
Colditz	2
Grimma	2
Leipzig	3
	13 Meilen.

Aus Dresden nach Leipzig über

	Meilen.
Meissen	3
Seehausen	2½
Calbitz	2½
Wurzen	2
Leipzig	3
	13 Meilen.

Aus Dresden nach Prag.

Aus Dresden bis	Zehesen	2 Meilen
	Peterswalde	2
	Außig	2
	Labositz	2
	Budein	2
	Welbern	2
	Sorschte	2
	Prag	2
		16 Meilen.

NB. Für die Meile wird von einem Passagier, wann er einen ordinairen Coffre, 50 Pfund schwer, bey sich führet, meistentheils 5 Groschen bezahlet; solchergestalt sind die Kosten, so zu jeder dieser Reisen erfordert werden, leicht auszurechnen.

Posidonius aus Apamea (Syrien), etwa 135 bis 50 vor Chr., heidnischer Philosoph. Er studierte in Athen und ging bei dem Stoiker Panätius in die Schule. In Rhodus wirkte er als Lehrer. Von ihm stammt eine große Zahl von geschichtlichen und naturwissenschaftlichen, besonders auch ethischen und theologischen Schriften. Sind sie, abgesehen von wenigen wörtlichen Bruchstücken, verloren, so lassen sich doch seine Gedanken aus den Werken der Schriftsteller, die sein Schrifttum als Quelle benützten (Cicero, Varro, Philo, Seneka), ablesen. Er gilt als der bezeichnende Vertreter der hellenistischen Bildung. Bei ihm sind Stoizismus und Platonismus verbunden. Er zeigt auch schon den jener Zeit eigenen religiösen Zug im Sinne einer Gottesschau. Im einzelnen ist die Forschung heute in der Rückführung von Zeitgedanken auf P. zurückhaltender geworden, vermutet auch in seiner Theologie viel mehr eine eigene Schöpfung im Zusammenhang mit seinen übrigen wissenschaftlichen Forschungen, als — wie bisher angenommen — reinen Eklektizismus.

Positive Theologie im Gegensatz zur liberalen Theologie s. Liberalismus.

Positive Union s. Kirchenpolitik.

Positives Christentum s. Nationalsozialismus.

Positivismus s. Comte, Auguste.

Passelt, Wilhelm, 1815—1885, evang. Missionar. In Dickow (Neumark) als Lehrerssohn geboren, wurde er 1840 von der Berliner Mission ins Kaffernland gesandt. Im Gewirre des Krieges erlebte er zweimal den Brand seiner Station, wurde aus dem Land vertrieben und fand in Natal unter den Zulu ein neues Arbeitsfeld. In Emmaus am Fuß des Drakengebirges (seit 1847), besonders in Christianenburg (seit 1853) konnte sich seine urwüchsige, herzenswarme Persönlichkeit entfalten. Die ihm dabei gestellte Doppelaufgabe der Betreuung der wohlgeordneten Siedlung deutscher Kleinbauern „Neudeutschland", wie der Führung seiner Zulugemeinde hat er trefflich gemeistert. In 45 Jahren hat er etwa 1000 Heiden taufen dürfen. Er starb als Superintendent der Berliner Natalmission. F. K.

Possevino, Antonio, 1534—1611, päpstlicher Diplomat. Geb. zu Mantua, trat er 1559 in den Jesuitenorden ein und wurde ein eifriger Bestreiter des Protestantismus in Wort und Tat. Zuerst wirkte er in den Tälern der Waldenser, dann in Schweden, wohin er 1577 von Gregor XIII. beordert war, um bei König Johann III. Beziehungen anzuknüpfen. Die dort beabsichtigte Wiedereinführung des Katholizismus scheiterte, weil die von dem im übrigen katholisierenden König geforderten Reservatrechte (Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Priesterehe u. a.) nicht zugestanden wurden; 1580 waren alle Aussichten auf Erfolg zerronnen. 1581 ging er als Nuntius nach Polen und Rußland, um besonders die Russen unter Iwan IV. zu gewinnen. Auch das zerschlug sich; es gelang nur, den größeren Teil Litauens der römischen Kirche anzugliedern und die Union mit den Ruthenen vorzubereiten. Seit 1586 zurückgekehrt, arbeitete er in Italien wissenschaftlich, war in Padua Lehrer des Franz von Sales, schrieb 1586 ein historisches Werk: Moscovia etc. über seine Wirksamkeit als Nuntius und (neben polemischen Schriften) systematische Werke, die Bibliotheca selecta de ratione studiorum, 1593, und die bedeutsame Quellensammlung Apparatus sacer ad scriptores Veteris et Novi Test., eorum interpretes, synodos et patres etc., 1603-1606, 3 Bde.

Possidius († nach 437), seit 397 Bischof von Calama in Numidien. Als Schüler und Freund Augustins war er Zeuge von dessen Sterben und hat auch seine Lebensbeschreibung verfaßt. Er stand gleich seinem Meister im Kampf mit dem Donatismus.

Posso s. Niederländisch-Indien.

Postellus (Postel), Wilhelm, 1510—1581, Mystiker. Geb. in Barenton (Normandie), Professor in Paris für Mathematik und Sprachen, kam er durch religionsvergleichende und Sprachstudien zu universalistischen Gedanken, die er im Interesse der Mission zu verwerten gedachte. Er glaubte an eine gewisse Übereinstimmung im Gedankengehalt aller Religionen, durch den sie sich sollten vereinigen lassen können (De orbis terrarum concordia, 4 Bde., 1543—1544), wobei er in Christi Seele die Weltseele zu entdecken meinte und einen weiblichen Heiland zur Erlösung der Frauen sich vorstellte. Kein Wunder, daß der Schwärmer aus dem Jesuitenorden, in den er nach Aufgabe seiner Pariser Professur eingetreten war, ausgestoßen und wiederholt eingekerkert wurde. Auf Widerruf wurde er wieder aufgenommen und angestellt, aber er lebte in der Schweiz, in Italien und Frankreich fortan befehdet und unstet, bis er 1562 ins Kloster in Paris eintrat, wo er dann starb. — Lit.: J. Kvac'ala, „Postelliana etc.", 1915.

Postille (hergeleitet von „post illa" textus verba, d. i. nach jenen Worten des Textes) bedeutet im Mittelalter die Erklärung irgend eines (in kleinen Buchstaben vorangestellten) Textes. Später verengert sich die Bedeutung, sofern nur noch die in Form der Homilie (s. d.) durchgeführte Auslegung eines Predigttextes damit bezeichnet wird, seit der Mitte des 14. Jahrh.s ein ganzer Jahrgang Homilien. Sind thematische Predigten (sermones) dabei, so wird das zunächst ausdrücklich im Titel vermerkt (z. B. postilla cum sermonibus des Nikolaus Dinkelspühl [† 1433]), später aber jeder Predigtjahrgang P. genannt. Eine solche Predigtsammlung sollte zur Vorlesung im Gottesdienst oder zur häuslichen Erbauung dienen. Von tiefer Wirkung waren Luthers Kirchenpostille (1527) und seine Hauspostille. Führende lutherische Kirchenmänner sind ihm gefolgt (Brenz, Gerhard, J. Arnd, G. C. Rieger). In der Zeit der Aufklärung und des Pietismus tritt der Name zurück. Im 19. Jahrh. hat er wieder Eingang gefunden, etwa durch die Winter- und Sommerpostille von Claus Harms, 1808 bzw. 1811, durch Löhes und Max Frommels P.n. Die reformierte Kirche hat keine P.n. Dagegen hat sich die P. in der katholischen Kirche besonders durch Goffines Hauspostille (1690) Eingang verschafft.

mumu Archiv Museum Muttenz

Postulat, eine Forderung, Annahme, zu der unsere Gedanken uns nötigen. Nach Kant sind Gott, Freiheit und Unsterblichkeit keine Gegenstände unserer wissenschaftlichen Welterkenntnis, aber P.e unserer praktischen Vernunft: wir sind innerlich genötigt, die Wirklichkeit dieser Ideen anzunehmen, weil ohne diese Annahme unser sittliches Leben keinen Sinn hätte (ohne Freiheit keine Verantwortung; ohne Gott und Unsterblichkeit keine letzte Gerechtigkeit). — Man wird sagen können, daß gerade die P.lehre zur schwächsten Seite der Philosophie Kants gehört; denn hier kommt der Eudämonismus, den Kant aus der Ethik radikal ausscheiden wollte, durch eine Hintertür wieder herein. Zudem ist ein Gottesbegriff, der auf Grund menschlicher Wünsche, „Postulate", gebildet ist, von zweifelhaftem Wert. Vgl. die Kritik Feuerbachs an der Religion als Wunschgebilde! A. S.

Potamiäna, christliche Sklavin und Märtyrerin (aus Alexandria), unter Septimius Severus (zwischen 202 und 212) oder Maximinus Daja (zwischen 306 und 310) in einem Kessel mit siedendem Pech getötet. Die Geschichtlichkeit des Martyriums, das wohl der Keuschheit ebenso sehr als dem Glauben galt, ist von Eusebius und Palladius bezeugt, obwohl von der Legende umrankt; es ist von Hausrath meisterhaft und erschütternd episch gezeichnet. Der Gedenktag ist der 28. Juni.

Pothinus, Bischof, fand 177 mit den Märtyrern von Lyon und Vienne während der Verfolgung des Mark Aurel den Tod (s. Märtyrerakten).

Pott, Gebrüder, s. Inspirationsgemeinden.

Präadamiten s. La Peyrère, Isaac de.

Präambel, eine aus der kath. Kirchensprache stammende Bezeichnung für die Voraussetzung des Glaubensinhalts, wurde Bezeichnung der Eingangsformel der neuen Verfassung der evang. Kirche der altpreußischen Union von 1921. Die preußische Kirche sollte kein bloßer „Zweckverband", sondern eine „Bekenntniskirche" sein. Der Wortlaut der P. ging aus von dem Eingang der Verfassung der württ. Landeskirche, welche „getreu dem Erbe der Väter steht auf dem in der H. Schrift gegebenen, in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium von Jesus Christus, unserem Herrn. Dieses Evangelium ist für die Arbeit und Gemeinschaft der Kirche unantastbare Grundlage". Die württ. Formel wurde auf Wunsch der Konfessionellgesinnten zum Schutz des Bekenntnisses gegen die „moderne" liberale Theologie, die seit dem Apostolikumsstreit gefährlich erschien, erweitert durch den Zusatz vom „Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, dem für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Herrn der Kirche"; im Schlußsatz wurde auch die Lehre als auf der Grundlage des Evangeliums beruhend ausdrücklich betont. Unter den Bekenntnissen wurden sechs aus dem Konkordienbuch und der Heidelberger Katechismus hervorgehoben. Bezeichnend ist die volltönende und lehrgesetzliche Art der P. G. B.

Präbende = Pfründe (s. d.).

Praecepta heißen in der kath. Moral im Unterschied von den Ratschlägen die alle Christen verpflichtenden göttlichen Gebote. Praecepta ecclesiae s. Gebote der Kirche. E. L.

Prädestination (d. h. die Vorherbestimmung) oder Gnadenwahl ist der ewig-unabänderliche Ratschluß Gottes, in dem die Seligkeit der Gläubigen ihren alleinigen, die Verdammnis der Ungläubigen je nach dem theologischen System auch ihren alleinigen oder doch ihren teilweisen Grund hat. Der Ausgangspunkt des P.sglaubens ist zunächst die religiöse Gewißheit des Christen, daß er sein Heil einzig der göttlichen Gnade zu verdanken hat (Apg. 13, 48; 16, 14), und sodann die praktische Erfahrung, daß die Gnade Gottes sowohl im Einzel- wie auch im Gemeinschaftsleben nicht allen Menschen ganz gleichmäßig zuteil wird (Mt. 13, 11). Weil im Einzelleben die äußeren und inneren Hemmnisse und Fördernisse des Glaubens sehr verschieden sind und im Gemeinschaftsleben ganze Völker, Stände und Menschheitsgruppen ohne ihre Schuld vom Evangelium nicht erreicht werden, erhebt sich die Frage, was der christliche Glaube zu diesen Unterschieden in Gottes Gnadenwirken zu sagen hat. Die dogmatische Lösung dieses Problems ist die P.slehre; deren Vorgängerin ist die Lehre der Bibel von der Erwählung. — I. Die biblische Erwählungslehre. 1. Zwischen A. T. und N. T. liegen hier bedeutsame Unterschiede vor: a) Während im A. T. vorwiegend das Volk Israel, dann auch seine hervorragenden Vertreter (Könige, Propheten) als die Erwählten Gottes erscheinen, kommt im N. T. auch dem Einzelnen die Erwählungsgnade zu, wofern er nur im Glaubenszusammenhang mit Christus steht (Röm. 8, 29—34; 1. Petr. 2, 9). b) Das A. T. schildert die Erwählung als eine geschichtliche Tat Gottes, das N. T. sieht in ihr einen ewigen Gnadenratschluß Gottes (Eph. 1, 4; 2. Thess. 2, 13). c) Im A. T. wird dem auserwählten Volk ein gewisser Vorzug vor den anderen Völkern zuerkannt, das N. T. dagegen weiß nichts von einer Bevorzugung (Jak. 2, 5; 1. Kor. 1, 27 f.) und legt allen Nachdruck ausschließlich auf die Heilsgewißheit (Röm. 9, 15 f.). Diese erhält durch ihre Rückführung auf den göttlichen Erwählungsratschluß eine doppelte Sicherung gegen alle menschlichen Bewußtseinsschwankungen: die Heilsgewißheit wird durch diese Begründung auf die Gnade Gottes an sich schon von jeder menschlichen Leistung unabhängig gemacht und dazuhin wird sie dadurch allen Zweifeln enthoben, daß der göttliche Gnadenrat ewig, d. h. unwandelbar ist (Röm. 11, 29). — 2. Das theologische Nachdenken ist über dieses religiöse Anliegen der Heilsgewißheit immer wieder hinausgeführt worden zu der weiteren Frage: Werden die anderen, die jene Heilsgewißheit nicht haben, des Heils auch noch teilhaftig, d. h.: bedeutet Erwählung Auswahl aus einer weithin verlorenen Gesamtheit oder einfach Bestimmung zur Seligkeit, zu der im Lauf der Zeit schließlich alle gelangen? Und wenn die zuerst genannte Möglichkeit zutreffen würde, gibt es auch nicht bloß Nichterwählte, sondern geradezu endgültig Verworfene? Eine ganz unmittelbare Antwort auf diese Frage gibt die

H. Schrift nicht: einerseits steht es nämlich der synoptischen (Mt. 28, 19), johanneischen (Joh. 3, 16) und paulinischen Theologie (Röm. 11, 32; 1. Tim. 2, 4) fest, daß Gottes Heilswille sich auf alle erstreckt; ja sogar das ganze Israel wird schließlich selig werden (Röm. 11, 26), so daß, wenn Paulus in diesem Zusammenhang von Verstockung redet (Röm. 9, 18 ff.), es sich nur um eine zeitweilige (Röm. 11, 2 ff.) und selbstverschuldete (Röm. 10, 2 ff.) Verwerfung handelt und dazuhin ein nationaler Sonderfall in Frage steht. Andererseits hat Jesus keinen Zweifel darüber gelassen, daß es neben den zur Seligkeit Auserwählten auch Verdammte geben wird (Mt. 7, 21; 22, 13 f.; 25, 46; Luk. 13, 24; Joh. 6, 70; 13, 18). Aber Jesu Warnung vor dem Richten (Mt. 7, 1 ff.) ist eine deutliche Mahnung an seine Jünger, in den Aussagen über das ewige Los anderer äußerste Zurückhaltung zu üben und vornehmlich auf das eigene Heil bedacht zu sein. — 3. Auch die weitere Frage: Wie verhalten sich das göttliche Gnadenwirken und die menschliche Freiheit zueinander? wird von der Bibel nicht lehrhaft-eindeutig beantwortet. Zwar wird das Heil nicht durch menschliche Leistung, Denkschärfe oder Willensanspannung erworben (Mt. 11, 25 f.; Röm. 9, 16), sondern allein durch Gottes gnädiges Geisteshandeln gewirkt und geschenkt (Joh. 3, 27; 1. Kor. 15, 10; Gal. 1, 15). Aber der Universalismus der Gnade wird von der Bibel nicht dahin gesteigert, daß die menschliche Entscheidungsfreiheit und Verantwortlichkeit aufgehoben wird: das ergibt sich daraus, daß Jesus sich immer wieder eben von dem Erwählungsgedanken aus an den Willen seiner Hörer gewandt (Mt. 24, 22 ff.; Luk. 18, 7 f.; Joh. 15, 16) und den Unglauben als Schuld bezeichnet hat (Mt. 11, 20 ff.; 23, 37), daß ebenso die Apostel zum sittlichen Kampf aufforderten (2. Petr. 1, 10) und der Erwählung verpflichtende Bedeutung gaben (Kol. 3, 12). Unbiblisch ist daher jede Problemlösung, die entweder (wie später der Pelagianismus) nur die eine Seite, die menschliche Freiheit, betont oder (wie die metaphysisch-deterministischen Vorherbestimmungslehren) nur die andere Seite, die göttliche Allmacht, berücksichtigt. Biblisch unhaltbar ist aber auch die praktisch im Katholizismus übliche Lösung, die göttliche Gnadenkraft und den menschlichen Willen zusammenarbeiten zu lassen, so daß das Heil das Ergebnis einer göttlich-menschlichen Wechselwirkung wäre; denn nach neutest. Auffassung ist das ganze Christenleben völlig Gottes Werk, das keiner menschlichen Ergänzung bedarf; zugleich aber versetzt der Gnadenempfang den Menschen nie in Untätigkeit, sondern in höchste Tatbereitschaft (Phil. 2, 12 f.). Wenn aber so Göttliches und Menschliches in dieser Frage von der Bibel nicht gegenseitig abgegrenzt werden und wenn sie von der wissenschaftlichen Forschung ebensowenig getrennt werden können, so ist das Problem hienieden unlösbar und bleibt nur die doppelte Betrachtungsweise: theologisch angesehen ist der Heilsglaube ausschließlich Gottes Werk, psychologisch angesehen ist er die persönliche Tat des sittlich-religiös strebenden Menschen. Der nach Heilsgewißheit dürstende Christ kann keine von beiden Betrachtungsweisen entbehren, aber beide führen zu dem anbetenden Dank, daß Gott sein Werk an jeder gläubigen Seele hat und dies im Menschen angefangene gute Werk vollführen wird (Phil. 1, 6). — Zusammenfassend läßt sich sagen: der biblische Erwählungsgedanke ist für den Glauben unentbehrlich, da er die christliche Heilsgewißheit auf die unwandelbare Objektivität des göttlichen Gnadenwillens gründet und insofern sie vollendet. So wenig der Glaube von diesem Zurückgehen auf Gottes Liebesratschluß Abstand nehmen kann, so wenig darf er dort seinen Ausgangspunkt nehmen, weil er dadurch von dem religiösen Anliegen der Heilsgewißheit abgeführt und in die unlösbaren, nicht biblisch, sondern metaphysisch gearteten Probleme des Umfangs und der Wirkungsweise der Gnadenwahl hineingezogen wird. Aber eben damit beschäftigte sich das theologische Nachdenken der Folgezeit. — — II. Die vorreformatorische P.slehre nahm ihren Ausgangspunkt nicht bei der Heilsgewißheit des Gläubigen, sondern bei dem Ratschluß Gottes, und suchte von hier aus eine Erklärung für die Verschiedenheiten, die in der religiösen Haltung und im ewigen Schicksal der Menschen zu beobachten und doch nicht allein aus ihrem Willen erklärbar sind. 1. Die altgriechischen Väter nahmen auf Grund von Gottes Allwissenheit eine göttliche Vorausschau der freien Entscheidung jedes Einzelnen und eine dieser entsprechende Vorherbestimmung der Gläubigen zur Seligkeit, der Ungläubigen zur Verdammnis an. Bei dieser Art von P. kann aber weder von einer Souveränität Gottes noch von einer Gnadenwahl die Rede sein, da der göttliche Ratschluß vom menschlichen Verhalten abhängig gemacht wird und der Glaube nicht mehr als Gnadentat Gottes, sondern als Verdienst des Menschen erscheint. Noch konsequenter vertraten diesen Standpunkt die Pelagianer, die in ihrem Glauben an die dem Menschen verbliebene Fähigkeit zum Guten die Heilsnotwendigkeit der Gnade gefährdeten und nicht diese, sondern die menschliche Freiheit den Ausschlag im Heilsprozeß geben ließen: so lehren auch sie eine P. auf Grund der zum voraus Gott bekannten menschlichen Stellungnahme. — 2. Demgegenüber betont Augustin aufs entschiedenste die sittlich-religiöse Ohnmacht der durch den Sündenfall der Stammeltern gebundenen Menschheit und die alleinige Retterkraft der auf jeder religiösen Entwicklungsstufe unentbehrlichen Gnade: Gott hat aus jener massa perditionis eine bestimmte Zahl („alle" in 1. Tim. 2, 4 = „allerlei") zur Seligkeit erwählt; nicht in Voraussicht ihres Glaubens, sondern in freier Gnadenwahl. Während der Rest der Menschheit der selbstverschuldeten Strafe anheimfällt und ein Zeugnis der göttlichen Gerechtigkeit ist, erhalten jene Erwählten als Empfänger der grundlosen Barmherzigkeit Gottes in der Taufe die rechtfertigende und glaubenerhaltende Gnade, die sie zum Tun des Guten und zum Empfang der Seligkeit befähigt. — Die

frühmittelalterliche Theologie hat Augustins Gnadenlehre nicht abgelehnt, aber durch Einführung der Lehre von den Verdiensten dem Pelagianismus angenähert (der scholastische „Kryptopelagianismus"; Verurteilung des augustinisch lehrenden Mönchs Gottschalk). Thomas von Aquino gab der P.slehre eine Wendung ins Philosophische: war schon bei Augustin der religiöse Charakter der Lehre in dieser Richtung bedroht durch seine auf den Neuplatonismus zurückgehende Auffassung der Welt als einer Emanation aus dem einzig wahrhaft Seienden, so drängen bei Thomas unter dem Einfluß des Aristotelismus die metaphysischen Interessen den soteriologischen Kern des P.sgedankens vollends ganz in den Hintergrund: sein Gedanke, die Weltideen seien ewig in Gott, führt ihn zu dem weiteren Satz, alles Geschehen sei durch Gott bestimmt, und läßt dann notwendig die P. als einen Sonderfall der Alleinwirksamkeit des Absoluten erscheinen. — 4. Das Tridentinum ist bei diesem Lehrstück deutlich nur in der Ablehnung der Vorherbestimmung zu Unglaube und Verdammnis, erklärt aber sonst das Ganze für ein Geheimnis (arcanum mysterium praedestinationis). Der Jansenismus lenkte zwar noch einmal zum Prädestinatianismus Augustins zurück, drang aber nicht durch. Für den heutigen Katholizismus ist das zeitliche Zusammenwirken der kirchlich vermittelten Gnadenkräfte mit der menschlichen Freiheit so wesentlich, daß die überzeitliche P. nur noch die Bedeutung eines unvorstellbaren Hintergrunds hat. Nimmt man noch dazu, daß nach kath. Auffassung niemand seines Heils ganz gewiß sein kann, so ergibt sich die praktische Bedeutungslosigkeit der P. für den Katholizismus. — — III. Die P.slehre in der lutherischen Kirche. 1. Die Überzeugung von der völligen Unfähigkeit des Menschen zum Guten und der Glaube an die Rechtfertigung allein aus Gnade machten Luther zu einem entschlossenen Verfechter der unbedingten P. In der gegen Erasmus gerichteten Streitschrift „De servo arbitrio" („Vom verknechteten Willen", 1525) geht sein Prädestinatianismus bis zur Leugnung der Willensfreiheit: nur Gott wirkt frei; alles andere dient ihm nur als sein Organ; er hindert die Verworfenen am Heil und verhilft den Erwählten dazu. Deutlich ist Luther hier noch beherrscht von der nominalistischen Auffassung Gottes als der willkürlich waltenden, im Staub zu verehrenden Unerforschlichkeit. Aber nicht dieser nominalistische Jugendeinfluß, sondern das religiöse Gut der Heilsgewißheit waren das Motiv seiner P.slehre. Daher hat der spätere Luther jene deterministische Zuspitzung seiner P.slehre zwar nie widerrufen, aber doch zurückgestellt. Den Erwählungsgedanken selbst dagegen, also die soteriologische Seite der Lehre, hat Luther zäh festgehalten und stets betont, daß es allein „aus Gottes ewiger Versehung fließe, wer gläuben oder nicht gläuben solle" (Vorrede zum Römerbrief). Gegen diese partikulare Gnadenwahl dürfen nach seiner Ansicht auch Schriftstellen wie 1. Tim. 2, 4 nicht ins Feld geführt werden, weil zu unterscheiden ist zwischen dem im Wort geoffenbarten Gotteswillen, der das Heil aller will, und dem verborgenen Willen Gottes, der nur einzelne zum Heil auserwählt (Deus revelatus und absconditus). Doch hat Luther aus pädagogischen Erwägungen, um das Ringen um die Seligkeit nicht zu gefährden, und aus seelsorgerlichen Erfahrungen, um die über ihr Seelenheil durch die P. Angefochtenen zu beruhigen, in zunehmendem Maße von dem verborgenen Gott weggewiesen auf den in Christo offenbaren, einen universalen Heilsplan verfolgenden Gott. — 2. Auch die Konkordienformel betont, daß Gottes Gnadenwille zwar allen gilt, aber doch einzelne in einem geheimen Heilsratschluß zur Seligkeit auserwählt hat, daß die Errettung allein Gottes Gnadenwerk und das Verlorengehen die Schuld des widerstrebenden Menschen ist. Die Dogmatiker der lutherischen Orthodoxie sind ebenfalls bestrebt, die menschliche Verantwortlichkeit festzuhalten; aber sie gründen die P. nicht mehr ausschließlich auf Gottes Gnade, sondern auf den vorausgesehenen Glauben der Erwählten, kehren also zur altgriechischen und pelagianischen Auffassung zurück: der „vorausgehende Wille Gottes", demzufolge das Heil allen Menschen zugedacht ist (voluntas Dei antecedens), wird, da Gott den Glauben und Unglauben der Menschen voraussah, zum „nachfolgenden Willen" (voluntas Dei consequens), der den einzelnen Menschen gilt und je nach deren künftiger Stellungnahme entweder Erwählung (electio) oder Verwerfung (reprobatio) bedeutet. — Diese orthodoxe P.slehre trug den Keim der Auflösung schon in sich, da sie den Heilsrat Gottes dem menschlichen Verhalten unterstellt, also die Hoheit Gottes untergräbt und dazuhin die Erwählungsgewißheit auf den menschlichen Glauben aufbaut, dieser also ihre tröstliche Kraft entzieht. Der Sozinianismus und Rationalismus haben dann diese Kritik vollzogen und die P. in der Providenzlehre aufgehen lassen: die Vorherbestimmung wird zur Vorsehung. — — IV. Die P.slehre in der reformierten Kirche. Die Schweizer Reformatoren teilten Luthers prädestinatianische Gedanken, gingen aber zum Teil darüber hinaus. 1. Bei Zwingli tritt, da er weithin philosophisch beeinflußt war, eine doppelte Gefahr der absoluten P.stheorie besonders deutlich in Erscheinung: a) die P. wird zum metaphysischen Determinismus: Gutes und Böses ist letztlich von Gott gewirkt; b) der Erwählungsgedanke gefährdet, sobald eine Theorie aus ihm gemacht und der Ausgangspunkt nicht bei Christus genommen wird, dessen Erlösungswerk: auch Heiden und ungetauft sterbende Kinder gelangen zum Heil, wofern sie nur, was durchaus möglich ist, zu den Erwählten gehören. — 2. Daß auch Heiden erwählt sein können, hat Calvin abgelehnt; dagegen nimmt auch er eine doppelte P. an: in einem ewigen, schon „vor der Weltgründung" erfolgten Dekret hat Gott die einen Menschen zur Seligkeit erwählt, die anderen zur Verdammnis bestimmt. Die gegebene Zeitbestimmung führt dazu, daß Calvin sich den Sündenfall der Stamm-

eltern als göttliche Anordnung, nämlich als Mittel zur Offenbarung der göttlichen Barmherzigkeit in Christus denkt (Supralapsarismus im Gegensatz zum Infralapsarismus Augustins und Luthers, die Gott aus der schon vorhandenen Sündermasse auswählen lassen, den Sündenfall also nicht auf Gott selbst zurückführen). Wenn aber so die Erlösung auf die Erwählten beschränkt und die Sünde allgemeines, der Unglaube weithin unvermeidliches Verhängnis ist, so wird einerseits die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, andererseits die menschliche Verantwortlichkeit problematisch. Calvin verteidigt seine P.slehre zunächst mit dem Hinweis auf Gottes Majestät, die von seiten des Menschen weder Vorwürfe noch Mißtrauen oder Rechenschaftsforderung ertrage; sodann sei die P. religiös wertvoll zur Stärkung der Heilsgewißheit und zur Demütigung der Gläubigen, da sie den biblisch-evangelischen Grundsatz „selig aus Gnaden allein" besonders deutlich zum Ausdruck bringe. Auch die doppelte P. sei religiös möglich und nötig: möglich, da die Gerechtigkeit Gottes dadurch nicht in Frage, sondern ans Licht gestellt werde, sofern in Adam alle Menschen gesündigt haben und jeder Mensch mit Bereitwilligkeit auf die Sünde eingehe, der Verdammte also lediglich seine wohlverdiente Strafe erhalte; glaubensnotwendig sei die doppelte P., weil die Verworfenen und die Erwählten je ihre besondere Aufgabe haben, sofern jene als Zeugen der Gerechtigkeit Gottes seiner Verherrlichung dienen, diese dagegen als dankbare Empfänger seiner Gnade ihn preisen sollen. Sittliche Lässigkeit könne zwar eine Folge der P.slehre, nie aber der P. selber sein, da diese die Erwählten nur zu um so größerem Heiligungseifer anspore, während der Lehrmißbrauch nur den Verworfenen möglich und daher ein untrügliches Kennzeichen ihrer Verdammnis sei. — 3. Die reformierten Dogmatiker erhoben die P.slehre zum charakteristischen Merkmal ihrer Theologie; das Fehlen derselben im Heidelberger Katechismus ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Die reformierte P.slehre wurde zum Gegenstück der lutherischen Rechtfertigungslehre: beide Lehren drückten je in ihrem Einflußgebiet und in ihrer Art den gemeinsamen evangelischen Grundgedanken aus, daß das ewige Heil nicht auf menschlichen Verdiensten, sondern allein auf Gottes schenkender Gnade beruht. Aber darin lag ein Unterschied, daß die Reformierten vom ewigen Ratschluß Gottes aus weiterschlossen auf das Heilswerk Christi, während die Lutheraner von diesem ausgingen und es als Beweis für Gottes vorweltlichen Gnadenrat bewerteten. Der Gefährdung der P. durch die Christologie auf lutherischer Seite entspricht die Bedrohung des Erlösungswerks Christi durch den unabänderlichen Heilsrat des ewigen Gottes bei den Reformierten. Einig war die reformierte Theologie auch nach Calvins Tod in der Festhaltung der unbedingten partikularen Gnadenwahl: für die Erwählten allein starb Christus, und nur für sie gibt es ein ernsthaftes und unverlierbar zugeeignetes Gnadenangebot, während die bloß Berufenen mangels der Beharrungsgnade lediglich zu einem zeitweiligen Glauben und schließlich doch in die Verdammnis geraten. Dagegen wurde die Streitfrage zwischen Infra- und Supralapsarismus nie ganz einhellig entschieden; das wichtigste reformierte Bekenntnis, der Synodalbeschluß von Dordrecht (1618/1619), lehrte infralapsarisch, schloß aber den Supralapsarismus nicht aus. — Die Auflösung der reformierten P.slehre leiteten ein die Arminianer, die dem Universalismus der göttlichen Gnade und der menschlichen Willensbetätigung das Wort redeten. Zwar hat die absolute P. in Krummacher und Kohlbrügge noch einmal Verteidiger gefunden, aber auf deutschem Boden kam sie auch bei den Reformierten nicht mehr zu ungebrochener Herrschaft. — — V. Die Neubildungsversuche der P.stheorie. 1. Neue Anregungen für das P.sproblem gingen aus von Schleiermacher, der die Erwählung nicht auf die ewige Seligkeit einzelner, sondern auf die zeitliche Aussonderung der Christenheit aus der Gesamtmenschheit bezog. Der universale Charakter des christlichen Gottesgedankens und das christliche Mitgefühl würden es nicht ertragen, wenn ein Teil des Menschengeschlechts dauernd vom Heil ausgeschlossen wäre. Wohl aber kann auch der Christ damit sich abfinden, daß der Segen der Erlösung den einen früher, den anderen später zuteil wird, weil es sich auch bei diesen nur um ein zeitliches Übergangenwerden handelt und ein solches infolge der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und der allmählichen Ausbreitung des Christentums unvermeidlich ist. Jedoch der daraus sich ergebende Sinn der P., daß Gott „aus der Gesamtmasse (der Menschheit) die Gesamtheit der neuen Kreatur hervorruft" und das Schlußergebnis folgerichtig die Seligkeit aller ist, raubte dem P.sgedanken seinen religiösen Erlebniswert (d. h. seine Anwendungsmöglichkeit auf den Einzelnen), und dem eschatologischen Entwurf den sittlich-persönlichen Ernst (die Beseligung aller erfolgt in naturgesetzlicher Höherentwicklung). Martensen gab zwar der P. eine deutlichere Beziehung auf das Individuum, blieb aber sonst ganz bei dem Schleiermacherschen Ansatz der schrittweisen Erweiterung der Beseligungssphäre bis zur schließlichen Aufhebung des Unterschieds von Bevorzugten und zunächst Übergangenen in der Ewigkeit. Ritschl hielt, Schleiermachers Anregungen weiterführend, nur eine P. der Gemeinde für möglich und empfand die ewige Vorherbestimmung von einzelnen zur Seligkeit als widersinnig. Er geht davon aus, daß der göttliche Weltzweck in der christlichen Gemeinde des Gottesreiches zur Verwirklichung kommt, und gelangt so zu dem Schluß, daß diese Gemeinde als Ziel der von Gott geleiteten und durchschauten Weltentwicklung ewig erwählt ist. — 2. Die moderne Dogmatik dagegen legt eben auf die individuelle Seite der P. den Nachdruck. Nur die Bezogenheit der P. auf den Einzelnen habe die Erwählungsgläubigen zu jenen kraftvollen Aristokraten christl. Zeugen- und Wagemuts gemacht, die unter Ablehnung aller eigenen Verdienstlichkeit ganz auf Gott sich gründeten und mit dieser ihrer religiösen Dynamik für Gottes Ehre kämpften; aber auch für uns heutige Menschen bestehe der besondere Wert des P.sglaubens eben in seiner individuellen Zielsetzung, weil aus der religiösen Erfahrung der Sündenvergebung und Gnadenverheißung das erhebende Erwählungsbewußtsein herauswachse, durch Gottes ewig-unwandelbaren Liebesratschluß zur Teilnahme am Gottesreich berufen und bestimmt zu sein. Dabei ist das Bestreben unverkennbar, über die alte Fragestellung hinauszukommen und, soweit darauf eingegangen wird, sie im Sinn eines eschatologisch gewendeten und sittlich gearteten Universalismus zu lösen. Man ist auf der ganzen Linie von O. Pfleiderer bis zu den konservativen Theologen einig darüber, daß die Bestimmung eines Teils der Menschheit zum Verderben durch den christlichen Gottesgedanken ausgeschlossen ist, daß der Gnadenwille Gottes alle umfaßt, aber erst im Jenseits seine volle Verwirklichung findet und den sittlichen Charakter der christlichen Religion, die persönliche Verantwortlichkeit und Empfänglichkeit nicht gefährden darf. Der jetzt zumeist übliche Ausgangspunkt im glaubensmäßig Erfahrbaren ermöglicht die Ausscheidung von verschiedenen religiös bedeutungslosen oder gar gefährlichen Fragen der alten Lehre: der Gedanke der Vorherbestimmung und des Vorauswissens Gottes tritt zurück hinter der erfahrbaren Wirklichkeit seines ewigen Gnadenwillens, wobei „ewig" als „unabänderlich" verstanden wird und das zunächst metaphysisch geartete Zeitproblem seine frühere Bedeutung verliert; der Auswahlgedanke, der mehr als einmal bedenkliche Stimmungen und Aussagen zeitigte, wird, da das Schicksal der Verdammten außerhalb der religiösen Erfahrung liegt, ersetzt durch das Erwählungsbewußtsein im Sinn von Heilsgewißheit. — Der religiöse Wert der so gewonnenen soteriologischen P.slehre ist ein vierfacher: a) der P.sglaube festigt die Heilsgewißheit: gegenüber jeder Anfechtung über das augenblickliche Bestehen und das künftige Fortbestehen des Heilsstandes gibt dieser Glaube die stärkende Gewißheit, daß der unwandelbare Gnadenwille Gottes jedem einzelnen Gläubigen gilt; b) die P.slehre wehrt der Verfälschung des Christentums durch den Verdienstgedanken, weil sie Gottes Barmherzigkeit als einzigen Heilsgrund aufweist; der menschliche Glaube und Heiligungsernst ist nicht mehr Grund, ja streng genommen nicht einmal Bedingung, sondern Frucht und subjektives Wirklichwerden des göttlichen Rettungswillens; c) die Erwählungsgewißheit schenkt Freudigkeit zum Handeln, da sie auch gegenüber schwierigen Lebensaufgaben tapfer und tatkräftig macht durch die Zusage der bleibenden Gottverbundenheit; d) die P.sidee erzieht zu dankender Anbetung: ist doch „der Erwählungsgedanke der letzte Blick in die Herrlichkeit der göttlichen Liebe, der uns von unserem irdischen Standort aus erreichbar ist" (Schlatter). — 3. Über den soteriologischen Gesichtspunkt hinausgehend, hat Troeltsch dem P.sgedanken eine neue Seite abgewonnen, sofern er ihn nicht nur als Niederschlag der Anteilverschiedenheit an dem Wirklichkeitswert der Erlösung wertet, sondern ihn überhaupt als Ausdruck der von Gottes grundlosem Schöpfungs- und Setzungswillen zusammengehaltenen „Antinomie zwischen gültigem höchstem Wert und unbegreiflicher Tatsächlichkeit" verstehen lehrt. — 4. In der dialektischen Theologie (Karl Barth, Gottes Gnadenwahl, 1936) wird die P. in deutlichem Abrücken von manchen Punkten der überlieferten P.slehre ganz streng von der Christologie her verstanden. Sie ist keine Denknotwendigkeit (etwa eine religiöse Verklärung des Determinismus) und kein Erfahrungsgegenstand, sondern eine Offenbarungswahrheit. In Jesus Christus (d. h. in seiner Fleischwerdung und seiner Auferstehung) liegt nicht bloß das Mittel, sondern der Grund unserer Erwählung. Diese Erwählung aber ist die Aufhebung unserer Verwerfung, die auf Golgatha geschah. Die Gnadenwahl ist die Verheißung, die in ihr aufgehobene Verwerfung ist die Drohung, unter die wir durch Gott gestellt sind. Wir haben nicht von zwei Kategorien prädestinierter Menschen zu reden; es gibt hier keine Erwählte, die nicht von der Verwerfung bedroht, keine Verworfene, denen nicht Erwählung verheißen wäre. Wir haben vielmehr auf den prädestinierenden Gott zu schauen, der in freier Herrschaft mit uns auf dem Wege ist, um zum Ziele zu führen, was er in Jesus Christus über uns beschlossen hat, und um uns zur gehorsamen Unterwerfung unter die Herrschaft Christi, zur Zucht seines Gebotes, zum Anfang eines neuen Lebens zu rufen. Die P.slehre spricht es als nachdrückliche Erklärung zu andern Aussagen aus, daß es Gnade bedeutet, Gnade zu empfangen. — — VI. Grundsätzliches. In den bisherigen Ausführungen liegt weithin schon die Antwort auf die geschichtlich aufgetretenen Streitfragen. Das Verhältnis des ewigen Gottes zur Zeit ist für unser Denken hienieden unlösbar; darunter fällt die Kontroverse zwischen Infra- und Supralapsarismus, die Frage der Vorausbestimmung, des Vorauswissens und der zeitlichen Verwirklichung des ewigen Heilsrats. Eng damit verbunden ist das Rätsel, in welchem Verhältnis das göttliche Gnadenwirken und die menschliche Freiheit zueinander stehen. K. Heim bemerkt dazu: „Jeder, der zum Glauben kommt und seines Heils gewiß wird, hat das Bewußtsein, daß in dem zeitlichen Ereignis seiner Berufung eine ewige Erwählung zur Auswirkung kommt („Gnadenwahl"), daß er von Ewigkeit her zum Heil bestimmt ist („Prädestination"). Dieser ewige Akt steht mit der freien Willensentscheidung nicht im Widerspruch. Das wäre nur dann der Fall, wenn er ein zeitliches Ereignis wäre, das meiner Entscheidung für Gott zeitlich vorausginge und einen kausalen Zwang auf dieselbe ausübte. Die ewige Erwählung ist aber ein überzeitlicher und darum auch überkausaler Akt, der darum dem menschlichen Willen nicht nach Art einer zwingenden Naturkraft entgegentritt. Was vom überzeitlichen Standpunkt aus betrachtet eine ewige Erwählung ist, das kann im Zeitablauf des Seelen-

lebens als freie Willensentscheidung erlebt werden". Das für den Glauben Wesentliche ist hier deutlich genannt: auf der einen Seite ist jedes wahre Christentum nicht menschliche Leistung, sondern ein durch Wort und Sakrament, durch das Tatzeugnis anderer und durch eigene Lebensführungen in uns gewirktes Gottesgeschenk (Luthers Erklärung des 3. Artikels; „mir ist Erbarmung widerfahren ... mein stolzes Herz hat's nie begehrt"); auf der anderen Seite erfolgt die Heilsverwirklichung nicht in der Art eines zwangsläufig und seelenlos verlaufenden Entwicklungsprozesses, sondern nur in der Form persönlichen Christentums, d. h. so, daß die ohne unser Zutun durch Gottes Geist gewirkten Gewissens- und Glaubensregungen in Empfänglichkeit aufgenommen, in sittlicher Entscheidung bewußt bejaht und in frei sich hingebendem Gehorsam befolgt werden. — Verknüpft man die Frage nach dem Verhältnis von Gnade und Freiheit mit der anderen nach dem Umfang des Gnadenrats, so ergeben sich (nach Häring) vier Möglichkeiten: 1. Der absolute Universalismus: Gott bestimmt allen das Heil und verwirklicht es an allen, zum Teil allerdings erst im Jenseits; diese von der spekulativen Theologie und von M. Hahn vertretene P.slehre führt zum Wiederbringungsglauben, wird aber der sittlich-persönlichen Bedingtheit des Heils nicht gerecht. 2. Der absolute Partikularismus Augustins und der Reformatoren: Gott hat nur für einen Teil der Menschen das Heil bestimmt, an ihnen aber verwirklicht er es unwiderstehlich; aber eine gratia irresistibilis und inamissibilis würde den Glauben zu einem Naturvorgang erniedrigen, und jede Beschränkung des göttlichen Gnadenrats durch Vorausbestimmung eines Menschheitsteils zur Verdammnis trübt den christlichen Gottesgedanken und mindert das Heilswerk Christi. 3. Der relative Partikularismus, dogmengeschichtlich kaum vertreten, würde das Gnadenangebot nur an einen Teil der Menschen erfolgen, seine Wirkung aber von deren Zustimmung abhängen lassen; aber die Schriftaussagen lehren wiederholt die Allgemeinheit der Gnade Gottes in Christus und in seinem alle Menschen umfassenden Heilsvorhaben. 4. Der relative Universalismus: Gott will, daß allen geholfen werde; aber diese Heilsabsicht verwirklicht sich nur für die Menschen, die der göttlichen Berufung zugänglich sind und den Geist Gottes in sich wirken lassen; und zur Vollendung kommt er erst in der jenseitigen Welt, weil im Diesseits viele Menschen entweder von Gottes Berufung und Geisteswirkung überhaupt nicht erreicht werden oder unter der Mißlichkeit ihrer individuellen bzw. sozialen Lebensverhältnisse nicht zum Heil gelangen. Diese Ausprägung der P.sidee wird dem biblischen Zeugnis zweifellos am ehesten von allen vier Theorien gerecht, ist aber mehr religiöse Geschichtskonstruktion als biblisch gearteter Glaubenserfahrung. Dieser Mißstand kommt daher, daß der Ausgangspunkt falsch gewählt ist. Auszugehen ist nicht von einzelnen Bibelstellen, die von individueller Erwählung und Verstockung reden, sondern von dem Gesamtgehalt des Evangeliums, besonders von der Offenbarung des göttlichen Heilswillens und Heilswaltens in der Person und im Werk des Heilands selber. So grundsätzlich richtig Zinzendorf: „In deiner Wunden Nägelmal' erkenn' ich meine Gnadenwahl." Dann aber ist die P.slehre nicht mehr spekulative Theorie, sondern tröstliche Bürgschaft der göttlichen Barmherzigkeit und dogmatischer Ausdruck für die Jenseitsverankerung der christlichen Heilsgewißheit: der Christ ist sich demütig und dankbar dessen bewußt, daß er lediglich durch Gottes berufende Gnade zum Heilsglauben kam, und daß diese seine Einsetzung in den Heilsstand dem ewigen Liebesratschluß, dem unwandelbaren Gnadenwillen Gottes entspricht: „Ich hätte Gott nicht gesucht, wenn nicht Gott mich zuerst gefunden hätte" (Augustin). Th. D.

Prädestinatus liber. Das von einem unbekannten Verfasser herausgegebene Buch besteht aus drei Teilen: 1. einem Ketzerkatalog, der von Augustins De haeresibus abgeschrieben ist und mit der haeresis Praedestinatorum schließt; 2. einem pseudoaugustinischen Traktat, der die kühnen Gedanken der augustinischen Lehre zugespitzt widergibt; 3. einer wohlfeilen Widerlegung dieser Lehre, die zwar den Pelagianismus ausdrücklich und feierlich verdammt, aber trotz dieser Verbrämung in Wahrheit Augustin selber trifft. Das Machwerk ist ein getarnter Vorstoß gegen den Augustinismus und eine Propagandaschrift für den Pelagianismus, der kirchlich empfohlen werden soll. Ob der Verfasser nur einer ist, oder mehrere daran arbeiteten, steht dahin. Entstanden ist die Fälschung um 433-440, klar untersucht wurde sie durch H. v. Schubert, „Der sog. Prädestinatus", Texte und Untersl., N. F. IX, 4, 1903.

Prädikant bezeichnet in der Reformationszeit einen Prediger, der selbständig neben den zur Seelsorge bestellten Pfarrern stand. Es ist heute noch vielfach der Titel für die Diener der evang. Kirche (besonders in Holland).

Prädinius, Regnerus, 1516—1559. Geb. in Winsum (Prov. Groningen), herangebildet bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens, war er seit 1546 Rektor der St. Martinsschule in Groningen, die er zu großer Blüte brachte, ein großer Gelehrter und trefflicher Lehrer, der dem Herzen nach schon auf dem Boden der Reformation stand, aber als friedliebender Mann und stille Gelehrtennatur die römische Kirche nicht verließ. Gegen sein Ende ereilte ihn sein Schicksal; er wurde wegen Ketzerei angeklagt und zur Verbannung verurteilt, starb aber, ehe das Urteil in Kraft trat, und wurde noch in geweihter Erde begraben. Die Schriften jedoch kamen auf den Index unter den „opera autorum damnatae memoriae". Viele seiner Schüler haben dann reformatorisch gewirkt. Seine Werke erschienen in Basel 1563.

Präexistentianismus s. Mensch.

Präexistenz Christi. Die Lehre von der P. Chr. bezieht sich auf ein vorirdisches Dasein Christi in Gottes ewiger Welt. Diese vorweltliche Existenz Christi wurde im N. T. (Joh. 8, 58; Phil. 2, 6 ff.; vgl. Mt. 11, 27) als eine voll persönliche verstanden,

in der modernen Spekulation dagegen zu einer Idee abgeschwächt; s. Christologie A. Th. D.

Präexistenz der Seele. 1. In primitiven wie in hochentwickelten Religionen, aber auch in der philosophischen Spekulation legt sich immer wieder der Gedanke nahe, daß alles, was übersinnliche und überzeitliche Bedeutung hat, die Seele, das Volk, der König, der Tempel, das Gesetz, der Messias, schon vor diesem irdischen Leben existiert hat. Da die Überzeitlichkeit als solche nicht vorgestellt werden kann, wird sie als Vorzeitlichkeit (bzw. Nachzeitlichkeit) vorgestellt. Starken Einfluß auf das abendländische Denken hat Platos Lehre von der P. d. S. gehabt. Die Seele kommt aus dem überzeitlichen Reich der Ideen in den Leib wie in ein Gefängnis, die Ideen leben aber noch als Erinnerung in ihr. Wie Philo und der Neuplatonismus, so hat in der christlichen Theologie Origenes diese Lehre übernommen. Sie wurde aber auf dem Konzil von Konstantinopel 543 verworfen. — Sie ist von Kant (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) wieder aufgenommen worden, um das radikale Böse aus einer vorzeitlichen Entscheidung des intelligiblen Ich zu erklären. Ähnlich Schelling (Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit). In der neueren Theologie wollte Julius Müller (Die Lehre von der Sünde, 1839—1844) dadurch die Tatsache der Erbschuld begreiflich machen. — 2. Das biblische Denken gibt keinen Anhalt für eine solche Annahme. (Anklänge an den Präexistenzgedanken hat man zu finden gemeint in Hiob 1, 21; Ps. 139, 14 f.; Joh. 9, 2; Eph. 2, 10; 1. Kor. 2, 9.) Die Lehre von der P. d. S. steht mit dem christlichen Denken in Widerspruch, weil sie eine Trennung von Seele und Leib voraussetzt, wie sie das biblische Denken nicht kennt. Für den Christen gehört die Seele genau so wie der Leib zum natürlichen Leben des Menschen, das von Gott geschaffen, aber auch von Gott abgefallen ist. Die Fortpflanzung von Leib, Seele und Sünde ist ihm derselbe Vorgang (vgl. Traduzianismus Art. Mensch A III). Ewig ist nicht das Geschöpf, sondern allein der Schöpfer und sein göttliches Wirken. Darum kennt die christliche Theologie zwar eine Präexistenz Christi, aber keine P. d. S. Dagegen entspricht der Auferstehung Christi die Auferstehung des Christen. Es ist aber nicht die Unsterblichkeit der Seele, sondern der Ruf Gottes, der die Toten zum Gericht ruft, wie es das Wirken Christi ist, was ihnen das ewige Leben gibt. — An die Stelle der Präexistenz tritt im christlichen Denken die Prädestination (s. d.), denn ewig ist nicht ein Teil des menschlichen Wesens, sondern allein der Ratschluß Gottes. Die paradoxe Einheit von Schuld und Schicksal in der Sünde, wie von Entscheidung und Erwählung im Heil, ist dem Christen ein Geheimnis, das ihm die Grenze seiner Vernunft offenbar macht, ohne daß er den vergeblichen Versuch unternimmt, dieses Geheimnis durch die Annahme einer vorzeitlichen Entscheidung des intelligiblen Ich oder (in dieser Richtung noch weitergehend) einer Seelenwanderung lösen zu wollen. E. B.

Präfation ist die Bezeichnung für die feierlichste Form liturgischer Gebete; sie werden neuerdings eucharistische Gebete (z. B. das Weihegebet bei der Messe und sonst) genannt.

Präfekten und Vikare, apostolische, nennt man die Missionsoberen in den Missionsgebieten der kath. Kirche, den sog. terrae Missionis, die im Gegensatz zu den terrae Sanctae Sedis in sämtlichen Angelegenheiten, die Glaubenssachen ausgenommen, nicht dem Organismus der gewöhnlichen Kongregationen unterstehen, sondern allein der Propaganda (s. Congregatio de propaganda fide). Sind in einem Missionsgebiet einige Missionsstationen errichtet, so wird eine apostol. Präfektur gebildet und einem apostolischen Präfekten unterstellt, der zwar nur Priester ist, also die Priesterweihe selbst nicht spenden kann, aber sonst alle Vollmachten und die jurisdiktionelle Stellung eines Bischofs in seinem Gebiet besitzt. Bei gutem Fortgang der Mission und bei Festigung der Verhältnisse, insbesondere wenn sich der Wunsch ergibt, Einheimische zu Priestern zu weihen, wird die Präfektur durch ein Vikariat ersetzt, der Präfekt durch einen apostolischen Vikar, der Titularbischof ist und völlig die Stellung eines ordentlichen Bischofs hat; nur bleibt er amovibel, kann also jederzeit versetzt, anders verwandt werden. Erst wenn das Vikariat in ein Missionsbistum umgewandelt wird, kann ein Bischof auf die neue Diözese geweiht werden und ist dann wie jeder Residentialbischof inamovibel. — Die Verwalter, welche sede impedita oder aus sonstigen Gründen in Diözesen oder Teilen von solchen vom Papst vorübergehend eingesetzt werden, nennt man heute nicht mehr Vikare, sondern apostolische Administratoren (s. d.). H. E. F.

Prag (tschechisch Praha). P., früher mit Böhmen zum Bistum Regensburg gehörig, wurde 973 als selbständiges Bistum gegründet. Der erste Bischof war der sächsische Mönch Dietmar; das Bistum wurde der Kirchenprovinz Mainz einverleibt. Erst 1344 gelang die aus nationalpolitischen Beweggründen öfters versuchte Lösung von der deutschen Metropole Mainz und die Erhebung zum Erzbistum. Eine Wirkung der Hussitenkämpfe (s. d.) war die Verwaisung des Prager Erzstuhls, für den seit dem Übertritt des Erzbischofs Konrad von Vechta zu den Utraquisten lange Zeit (1421 bis 1561) nur Administratoren bestellt wurden. Durch die Berufung des Erzbischofs Anton Brus, des Generalgroßmeisters des Kreuzherrenordens (1561) kam die Verbindung des Prager Erzstuhls mit der obersten Würde des Prager Kreuzherrenordens. Dem Erzbistum P. sind die Bischöfe von Leitmeritz, Königgrätz, Budweis als Suffragane unterstellt; die zum preußischen Schlesien gehörige Grafschaft Glatz gehört zur Prager Erzdiözese. — Die Universität P. wurde 1348 als erste deutsche Universität von Kaiser Karl IV. gegründet. Sie erfuhr zu Anfang des 15. Jahrh.s ihre Umwandlung zur tschechisch-nationalen Hochschule (s. Huß). Nach Zeiten tiefsten Niedergangs erhob Kaiser Ferdinand II. die Universität zu neuer Bedeutung (1622); er überwies ihr Vermögen dem

Calwer Kirchenlexikon. 2. Bd. Stuttgart 1941

mumu Archiv Museum Muttenz

Heimatblätter aus dem Sarganserland
Mels 1933, S.87, 88

11. September: Berschis, Flums, Vilters, Ragaz

—::—

Hieronymus Annonis Reise in Graubünden 1730|31.

Hieronymus Annoni (1697—1770), der „Vater des baslerischen Pietismus", entstammte einer italienischen Familie, die sich in Basel eingebürgert hatte. Der Vater war Goldschmied und ein äußerst begabter Feinmechaniker, dessen kunstvolle Uhrwerke bis an den königlichen Hof von Frankreich Aufsehen erregten. Der Sohn Hieronymus studierte Theologie, fand aber nur „sehr langsam und unter schweren Bedenken" den Weg ins Pfarramt. Zweimal betätigte er sich als Hauslehrer der Familie Im Thurn auf Schloß Glersberg und in Schaffhausen. In den Jahren 1730 und 1731 führte er mit Zöglingen, unter ihnen mit dem jungen Im Thurn und Hans Ulrich Hegner, dem Sohn des Winterthurer Stadtschreibers, eine Reise durch die Schweiz aus, die ihn und seine Begleiter zunächst in die französische Schweiz, dann ins Bernerbiet, in Städte und Länder, dazwischen hinein in das Leuker Bad, endlich in die Ostschweiz, nach Graubünden, Glarus, Appenzell, St. Gallen und durch den Kanton Zürich zurück nach Schaffhausen führte. Den Aufzeichnungen Annonis, die Professor B. Hartmann in Chur im Bündnerischen Monatsblatt 1927, Heft 1, veröffentlicht hat, entnehmen wir dasjenige, was auf das Sarganserland Bezug hat:

(S. 4.) Den 11. September Reiseten wir zu Pferd (von Wallenstadt aus) durch das Dorf Berschis, gegen welchem über auf ziemlicher Höhe das Schloß Gräplang ligt, so einem Glarnischen Herr Tschudy zugehört, zu dem Flecken Flumms.

Hier ließen wir uns die Stachel und EisenSchmidten zeigen, welche einem Privato [1]) zugehören, und zu denen das Ertz im Sarganser Gebürge hervorgegraben wird. Aus diesen Ertzsteinen, welche hier überflüssig zu haben und sehr gewichtig und gut sind, werden so Stahl als Eisen von besonderer Fürtrefflichkeit geschmiedet. Von allem ließ uns der höfliche Proprietarius eine Probe zum Andenken mitnemmen und wollte uns noch einen Morgentrunk anerbieten.

Wir giengen von hier weiter durch Halbmühl, nahe bei dem Dorf Mels, vorüber gen Sargans, welches all aussehende Stätlein samt dem darbey stehenden Schloß der Hauptort von der GrafschaftSargans, und die Residentz des von den acht alten Orten dahin gesetzten Landvogts ist.

Auch hier kamen wir durch eine große morastige plaine, nahe bey dem Dorf Filters und einem verstörten, ehmals schön und wichtig gewesenen Schloß Freudenberg vorüber. In den Flecken Ragatz, allwo wir uns beim Wilden Mann vom Regen getröknet und bey einem guten Mittagessen erholet haben.

Nach Mittags versahen wir uns abermals mit Pferden, welche uns über die Obere- und Niedere Zollbruck [2]) durch den Flecken Zitzers und nach Chur getragen, allwo wir im Wirtshaus zum weißen Kreutz gute Herrberge gefunden.....

Anmerkungen:

[1]) Die Familie Good, die damals das Eisenerz vom Gonzen und der Flumseralp in Flums verhüttete.

[2]) Sie überschritten zuerst die untere Zollbrücke (Tardisbrücke) und hernach erst die obere, die an Stelle der heutigen Straßenbrücke bei der Ziegelei Weibel über die Landquart führte.

Sehen und Beschreiben

Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Herausgegeben von Wolfgang Griep

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL
eh 24600
1131224

Erstes Eutiner Symposion vom 14. bis 17. Februar 1990
in der Eutiner Landesbibliothek

mumu Archiv Museum Muttenz
KATALOG
209835

Eutiner Forschungen

Herausgegeben im Auftrag der Stiftung
zur Förderung der Kultur und der Erwachsenenbildung
in Ostholstein

Band 1

Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide

Sehen und Beschreiben

Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Herausgegeben von Wolfgang Griep

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL
eh 24600
1131224

Erstes Eutiner Symposion vom 14. bis 17. Februar 1990
in der Eutiner Landesbibliothek

CATALOG
2097835

Anmerkungen

1. Vgl. Johann Gottfried Ebel: Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl., 4 Bde., Zürich 1809–1810. Zit. Bd. 1, S. 170–208.
2. Neu herausgegeben von Thomas Höhle. Leipzig 1990.
3. Vgl. Thomas Höhle: Der „schwäbische Seume". Über den radikalen demokratischen Publizisten Johann Michael Afsprung (1748–1808). In: Weimarer Beiträge 1983, H. 12, S. 2082–2091.
4. Später, in der Zeit der Französischen Revolution und der Helvetischen Republik (1798–1803), setzte er sich für eine repräsentative Demokratie als geeignete Staatsform für größere Territorien ein.
5. Positive Rezensionen erschienen 1785 in der „Nürnbergischen gelehrten Zeitung", in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" und in dem Buch „Historische Literatur auf das Jahr 1785", herausgegeben von Johann Georg Meusel. Vgl. das Nachwort von Thomas Höhle zur Neuausgabe der „Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft", Leipzig 1990.
6. Neue Quartalsschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen. 1. Stück. Berlin 1785, S. 10.
7. Journal von und für Deutschland, 5. Jg. (1788), 1. Stück, S. 80.
8. Johann Michael Afsprung: Über Kunstrichter und Kritikanten. Ulm 1789, S. 79.
9. Christoph Meiners: Briefe über die Schweiz. Neue Ausg. Tübingen 1791. Zit. Bd. 3, S. 121.
10. ebd., S. 118 f.
11. Neu herausgegeben von Wolfgang Griep und Cord Sieberns. Bremen 1990. (Sammlung denkwürdiger Reisen, 2.)
12. Harro Zimmermann: Der Antiquar und die Revolution. Friedrich Leopold von Stolbergs „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien". In: Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts. Hrsg. Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg 1983, S. 125.
13. Goethes „Briefe aus der Schweiz 1779" erschienen zuerst unvollständig 1796 in Schillers „Horen", dann vollständig 1808 in Band 11 der 13bändigen Ausgabe von Goethes Werken bei Cotta in Tübingen. Der Text der „Reise in die Schweiz 1797" – bestehend aus Briefen, Tagebuchblättern, Notizen, einigen Gedichten und Materialien aller Art – wurde im Auftrag Goethes von Johann Peter Eckermann geordnet und redigiert und erschien postum 1832 in der Ausgabe letzter Hand.
14. Zit. nach: Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe in 4 Bdn. Hrsg. Karl Robert Mandelkow. 2. Aufl., Hamburg 1968, Bd. 1, S. 685.
15. Im Ebel-Nachlaß in der Zentralbibliothek Zürich.
16. Vgl. Peter Faessler: Johann Gottfried Ebel als Reiseliterat. St. Gallen 1983.
17. Johann Gottfried Ebel: Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. 2 Bde., Leipzig 1798–1802. Zit. Bd. 1, S. 432.
18. Johann Wolfgang Goethe: Reise in die Schweiz 1797. In: Goethe: Werke. Berliner Ausgabe. Poetische Werke. Bd. 15, Berlin 1962, S. 445.

Reisen in frühe Landschaftsgärten

Von Harri Günther, Potsdam

Der Themenkreis Reiseliteratur und Gärten scheint bisher kaum bearbeitet zu sein. Eigenartigerweise dürfte es zu Barockgärten kaum Reiseführer noch Reisebeschreibungen geben. Was mag die Ursache sein? So leicht waren und sind diese Gärten auch für Außenstehende nicht zu erleben! Man erfährt zum Beispiel erst aus einem kleinen Führer, den Ludwig XIV. selbst zuerst 1689 verfaßte,[1] daß Versailles nicht von der Hauptallee aus gesehen und erlebt werden soll. Vielmehr wünschte der König seinen Park so begangen oder „en calèche" befahren zu sehen, daß der Besucher im Zickzack durch die seitlichen Quartiere und Boskette geleitet wird und so die Raumabfolgen erlebt. Im barocken Versailles wird die berühmte Hauptachse mit dem tapis verte und den Raumfolgen zum Schloß bzw. zum Apollo-Bassin nur ganz wenige Male überquert. Sich der Gärten zu erfreuen heißt ja nicht nur, Pflanzen und Architekturen kennenzulernen, sondern vielmehr „Garten-Freiräume" zu sehen und auf sich wirken zu lassen. Gartenkunst ist eine Raumkunst, und das sollen die Führer vermitteln.

Auch für die Rokokogärten scheint die Literatur knapp zu sein. Selbst für einen so berühmten Garten wie das Sanssouci Friedrich des Großen erscheint erst 1772, fast 30 Jahre nach der Anlage, ein Führer des Hofgärtners Friedrich Zacharias Salzmann,[2] der freilich nur eine Ergänzung des gleichzeitig veröffentlichten Kupferstiches ist und lediglich Angaben zur Architektur und Plastik bringt. Immerhin war dieser Plan eine wesentliche Grundlage für die Rekonstruktion der Terrassenanlage im Jahr 1984.

Das Gedicht Jakob Friedrich Feddersens über den Gottorper Lustgarten, das schon 1758[3] erschien, soll nur erwähnt werden. Nicht zu übersehen sind auch die Hinweise auf das Normannstal,[4] eines Teilgebietes des Parkes zu Friedensburg (Dänemark) und die Böttgersche Beschreibung des Botanischen Gartens in Kassel.[5] Böttger hat auch eine „Beschreibung der fremden und einheimischen Bäume . . . in dem Park des Weißensteins"[6] in Kassel herausgebracht.

Erst die Schöpfung der frühen Landschaftsgärten, die seit 1764 in Deutschland entstehen und im allgemeinen um 1806 abgeschlossen sind – es folgt dann der Abschnitt der klassischen Landschaftsgärten – ziehen eine Folge von Reiseführern und Reisebeschreibungen nach sich. Eigentlich wäre zu erwarten, daß vom frühesten Landschaftsgarten in Deutschland, den Wörlitzer Anlagen, sogleich ein Reiseführer Kunde vermittelte. Weit gefehlt! Erst 1778 veröffentlichte Carl Wilhelm Hennert eine Reisebeschreibung zum Lustschloß und Garten zu Rheins-

über die west- und südschweizerische Landschaft und über die Wirkungen dieses Landschaftserlebnisses auf die Seele des Schreibenden. Insofern gehört dieser Text zu der subjektiven Richtung in der Reiseliteratur, die das Reisewerk in die Nähe der Autobiographie rückt, das Reiseerlebnis als Teil des Werdens der Persönlichkeit faßt. Die Briefe sind keine dialogischen, sondern monologische Briefe. Sie sind nicht dem Adressaten – weder dem Freund oder der Freundin noch dem Publikum – zugewandt. Sie wollen nicht in erster Linie einem anderen etwas mitteilen. Sie reflektieren vielmehr ganz vorwiegend das, was den Briefschreiber interessiert, was er für sich selbst für wichtig hält. Das Ich steht beherrschend im Vordergrund. Dadurch wurde der Text aus dem Publizistischen ins Künstlerische gelenkt. Wieland, der 1780 Vorlesungen des ungedruckten Manuskripts beiwohnte, schrieb (am 16. 4. 1780 an Merck): „Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was Goethe auch hier, wie in fast allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß das Ich, das Ille ergo, überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jaktanz und mit unendlicher Feinheit."[14]

Bemerkenswert ist, daß der Reisende – immerhin ein Minister! – kein Wort über politische und soziale Probleme äußert. Dabei durchreiste er u. a. das Waadtland, ein politisch rechtloses Untertanengebiet der Stadt Bern, von dem 1798 z. T. die revolutionäre Bewegung ausging, die zur Errichtung der Helvetischen Republik führte. Goethes Veröffentlichung 1796 kann man beinahe als eine Demonstration auffassen: zwar nicht unbedingt antidemokratischer, aber doch un- und sogar antipolitischer Gesinnung gegenüber den zahlreichen politisierenden Reisebeschreibungen im revolutionären Jahrzehnt.

Ähnlich ist der Befund bei der zweiten Schweizerreise Goethes, die 1797 stattfand, deren Beschreibung aber erst 1832 postum in der Redaktion Eckermanns veröffentlicht wurden. Auch hier wird das absolute Dominieren der subjektiven, selbstbiographischen Aspekte und das Ignorieren der politischen Probleme deutlich.

Ende der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts wurde ein weiteres bedeutendes Reisewerk über die Schweiz veröffentlicht. Es handelt sich um das zweibändige Werk „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" von Johann Gottfried Ebel. Der 1. Band, vor allem Appenzell behandelnd, erschien 1798, der 2. Band 1802. Die zugrunde liegenden Reisen hatten größtenteils um 1792 stattgefunden, also vor Errichtung der Helvetischen Republik, für die Ebels Werk gerade richtig kam: Paul Usteri, einer der bedeutendsten Publizisten und Parlamentarier der helvetischen Bewegung, begleitete die Publikation mit einem zustimmenden und werbenden Vorwort. Ebel, der Freund und Briefpartner Friedrich Hölderlins, lehnte sich in seiner „Schilderung" eng an Afsprung an, seltsamerweise ohne ihn zu nennen. Die beiden kannten sich. Es haben sich einige interessante Briefe von Afsprung an Ebel erhalten.[15] In der „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" pries Ebel noch weit ausführlicher als seinerzeit Afsprung, außerordentlich material- und informationsreich und in bemerkenswert guter Prosa die Vorzüge der Demokratie im reformierten Kanton Appenzell Außerrhoden.[16] Man kann

Ebels Werk als eine gelungene Synthese von Bemühung um Reichtum an Fakten und nachprüfbaren Mitteilungen einerseits und um gute Lesbarkeit und sogar ästhetische Wirkung andererseits bezeichnen. Ebel griff noch einmal den Gegensatz zwischen den Radikalen und den Gemäßigten in den Beschreibungen von Reisen in die Schweiz auf, indem er gegen Christoph Meiners polemisierte und sich inhaltlich ganz auf die Seite von Afsprung schlug. Über Meiners' Darstellung schrieb Ebel: „Wer es wagen kann, binnen 24–48 Stunden angestellte genaue Untersuchungen über den moralischen, politischen und bürgerlichen Zustand des *Appenzeller*–Volks dem unterrichteten Publikum Deutschlands und anderer Länder als richtige Beobachtungen und wahre Tatsachen vorzulegen, giebt ein redendes Beispiel von dem hohen Grade lächerlichen Dünkels und dreister Anmaßung, wozu aufblähende Pedanterey führen kann."[17]

Bedenkt man das Erscheinungsdatum des 1. Bandes von Ebels Werk, das Jahr 1797, so fällt auf, daß die Erfahrungen der französischen Revolution vielfältig, wenn auch unterschwellig reflektiert werden. Auf der einen Seite finden wir Warnungen vor einem Mißbrauch auch der demokratischen Macht und ihren Einrichtungen, worin eine klare Abgrenzung gegenüber der jakobinischen Herrschaft der Jahre 1793 und 1794 deutlich wird. Auf der anderen Seite besitzt Ebel nicht mehr jene Illusionen über den aufgeklärten Absolutismus, die Afsprung 1784 diese Regierungsform als die geeignete für größere Territorien hatte erklären lassen. Die liebenswürdige, aber partiell hinterwäldlerische kleinstaatliche Demokratie Appenzell erscheint bei Ebel indirekt als Gegenentwurf gegen eine Jakobinerherrschaft, aber auch gegen die fragwürdige Entwicklung der französischen Republik nach dem Thermidor 1794. Wir wissen aus Briefen Ebels u. a. an Hölderlin und den Hölderlinkreis, wie kritisch er, der von 1796–1801 in Paris lebte, vielen Zügen der französischen Gesellschaft der Jahre 1794–1797 gegenüberstand. Ebel war weder Thermidorianer noch Jakobiner. Im Lichte der geschichtlichen Erfahrung gewann sein Loblied von der arkadischen Demokratie der schweizerischen Bergvölker einen anachronistischen Akzent, den Afsprungs Reisebuch noch nicht gehabt hatte.

Die hier andeutungsweise vorgestellte Auswahl aus den Reisebüchern des 18. Jahrhunderts über die Schweiz zeigt etwas vom Reichtum der Gattung. Dieser Reichtum liegt auf mehreren Gebieten. Einmal dem der inhaltlichen Weite und Vielfalt, wie die so unterschiedlichen Positionen von Afsprung und Ebel, Halem und Meiners, Goethe und Stolberg in der Richtung der politischen Aussage und Wirkungsintention zeigen. Zum anderen in der Richtung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt. Den aufs Objektive gerichteten, dabei freilich auch immer mehr oder weniger subjektiv gefärbten Reisebeschreibungen von Afsprung, Meiners, Halem und Ebel stehen halbe Bildungsromane Goethes in der Form von Reisebeschreibungen entgegen. Daß es sich bei der Beschreibung seiner Schweizerreise von 1797 um einen „Halbroman" handeln sollte, hat er übrigens selbst gesagt.[18] Die zahlreichen Reisebücher über die Schweiz haben so zur Entwicklung der Gattung beigetragen.

zur angenehmen Lektüre derjenigen empfehlen kann, welche romanhafte Beschreibungen von republikanischer Glückseligkeit suchen".[7] Die Tendenz des Aufsatzes lief darauf hinaus, die von Afsprung vertretenen republikanischen und freiheitlichen Ideen zu diskreditieren.

Afsprung setzte sich vehement zur Wehr in einem kleinen Buch, das 1789 u. d. T. „Über Kunstrichter und Kritikanten" in Ulm erschien. Er verteidigte seine Positionen, berief sich auf namhafte Persönlichkeiten wie Gottlieb Immanuel von Haller und Georg Joachim Zollikofer und polemisierte grundsätzlich gegen „das unverständige und unverschämte Schmähen aller Republicanischen Verfassungen".[8]

Wenig später betrat mit Christoph Meiners (1747–1810) einer der damals bekanntesten aufklärerischen Publizisten das Feld der Reisebeschreibungen über die Schweiz. Man kann Meiners als eine Art Antipoden Afsprungs in der Spätaufklärung bezeichnen. War Afsprung ein profilierter Repräsentant des radikalen Flügels, so Meiners Vertreter der gemäßigten, ja konservativen Richtung, was gelegentliche Bekenntnisse zur Freiheit und zum Fortschritt nicht ausschloß. Meiners war flotter Produzent einer „staunenswerten, ja nahezu entsetzlichen Menge von schriftstellerischen Leistungen", wie es selbst in der gutmütigen Allgemeinen Deutschen Biographie über ihn heißt. Er befaßte sich mit allem möglichen: Psychologie, Ästhetik, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Religionen und anderem. Seine größten Erfolge aber hatte der Göttinger Universitätsprofessor nach eigener Aussage mit seinen Reisebeschreibungen, insbesondere mit seinen „Briefen über die Schweiz". Als Ergebnis einer ersten Reise erschienen zwei Bände dieser Briefe 1784 im Berliner Verlag Spener. Hauptsächlich hatte er die Westschweiz mit Genf bereist und von den Landsgemeindekantonen nur flüchtig die um den Vierwaldstätter See zur Kenntnis genommen. In seinen ausführlichen Betrachtungen über Genf und die dort 1782 stattgefundene oligarchische Konterrevolution zeigte er sich als ein Mann des Kompromisses, der für alles Verständnis hatte, am meisten aber für Law and Order, was in diesem Fall die Herrschaft der Aristokraten hieß. Zugleich aber waren diese Briefe auffallend flott geschrieben. Meiners war ein zwar oberflächlicher, aber recht eleganter und geistvoller, wenn auch etwas gezierter Stilist, dessen Sachen sich gut lesen ließen. So erzielte er einen offenbar beachtlichen literarischen Erfolg. Auf einer zweiten Reise in die Schweiz 1788 kam er, wenn auch nur für einen oder zwei Tage, auch nach Appenzell. 1790 erschienen dann die Bände über die erste Reise in zweiter Auflage, und die Betrachtungen von der zweiten Reise als Band 3 und 4 des Gesamtwerks. In den neuen Abschnitten schlug sich Meiners auf die Seite der konservativen Kritiker des Buches von Afsprung, den er abwertend als „Lobredner der Appenzeller und ihrer Verfassung" bezeichnete.[9] Bei genauerem Hinsehen sei in Appenzell alles ziemlich schlecht, die Mädchen längst nicht so moralisch wie behauptet, die Männer nicht so fleißig, und die angebliche Demokratie sei in Wirklichkeit eine Ochlokratie, eine Pöbelherrschaft. Diese Bauern seien überhaupt nicht in der Lage, sich vernünftig zu regieren, weil sie zu ungebildet seien: „(. . .) je genauer ich die

überwiegend demokratischen Verfassungen in Städten und Ländern kennen lerne, desto mehr komme ich von meiner hohen Schätzung dieser Regierungsform zurück, und desto mehr überzeuge ich mich, daß unumschränkte Demokratie eben so wenig, als unumschränkte Alleinherrschaft nützlich, und daß der große Haufe eben so oft und so sehr, als die Fürsten und Minister, unwissend, leidenschaftlich, und selbst gewalttätig und ungerecht sei. (. . .) Ich kann (. . .) unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwissende über den Einsichtsvollen, der Untergeordnete über seine Obrigkeit herrscht (. . .)"[10]

Die besondere Bedeutung der Äußerungen von Meiners besteht wohl darin, daß ein namhafter und – mindestens in weiten Kreisen – auch angesehener, etablierter Vertreter der Aufklärung den Versuch unternahm, das Bild der schweizerischen Demokratie in der deutschen Öffentlichkeit nach rechts zu korrigieren.

In den neunziger Jahren erschienen weiter zahlreiche Reisebeschreibungen über die Schweiz. Erwähnt sei das Werk „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790" von Gerhard Anton von Halem, das 1791 in Hamburg erschien. Dieses Buch,[11] das mit Recht zu den wichtigsten und interessantesten Reisebeschreibungen über das revolutionäre Paris gerechnet wird, behandelt fast zu einem Drittel den Teil der Reise, der durch die Schweiz führte. Dieser Abschnitt ist allerdings wesentlich weniger belangvoll als der über Frankreich. Halem mischte sich in den Streit zwischen Afsprung und Meiners nicht ein, nahm aber im wesentlichen einen gemäßigteren Standpunkt ein als Afsprung. Das zeigte sich vor allem in seiner sehr wohlwollenden und unkritischen Bewertung der Zustände in den aristokratischen Stadtkantonen und in den Untertanengebieten, deren Unfreiheit er sehr schonend behandelte. Freundlicher als Meiners äußerte sich Halem über den Landsgemeindekanton Schwyz. Allerdings war er dort ebenso kurz gewesen wie Meiners vorher in Appenzell, und von einer genauen Analyse konnte weder bei dem einen noch bei dem anderen die Rede sein. Diese Feststellung unterstreicht den Gedanken, daß es sich in diesen Fällen – und übrigens bis zu einem gewissen Grade auch bei Afsprung, der allerdings Appenzell genauer kannte – weniger um gründliche Erfahrungen und Erlebnisse, als vielmehr um programmatische Äußerungen handelte. Bewundernde, wenn auch ziemlich oberflächliche Äußerungen über Rousseau und Voltaire, auch über Lavater, und sehr umfangreiche Auslassungen über die schweizerische Landschaft dominieren aber in diesem Teil des Buches von Halem. Halems Schweizerreise wird so zu einer Art von nur halb politischem Vorspiel für das große französische Revolutionsdrama, bei dessen Darstellung dann die politischen Probleme beherrschend im Vordergrund stehen.

Während das vierbändige Werk „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien" von Friedrich Leopold von Stolberg, 1794 erschienen, ein „dezidiert antirevolutionäres Bekenntnis"[12] enthält, nehmen die beiden Schweizerreisen Goethes[13] wieder eine andere Position ein. Die erste dieser Reisen, in den „Briefen aus der Schweiz 1779" dargestellt, enthält sehr eindrucksvolle Passagen

Ein erster Schritt in diese Richtung war das Buch des englischen Pfarrers William Coxe, das 1779 englisch, 1781 französisch und 1781–92 auch deutsch u. d. T. „Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweitz" erschien. Wie aus dem Titel hervorgeht, spielten gesellschaftliche und politische Beobachtungen und Urteile in diesem Buch eine große Rolle. Sie wurden von einem gemäßigt liberalen Standpunkt aus formuliert. Das gilt auch für die umfangreichen Zusätze, die der französische Übersetzer Ramond de Carbonières der französischen Ausgabe hinzufügte, und die dann z. T. in die deutschen Ausgaben übernommen wurden.

Den entscheidenden Fortschritt auf dem Weg zu einer politisch stark engagierten und in diesem Engagement weit über Coxe hinausgehenden Reiseliteratur über die Schweiz in deutscher Sprache markierte das 1784 veröffentlichte Buch „Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft" von Johann Michael Afsprung. Es erschien in Leipzig in dem angesehenen Verlag von Weidmanns Erben und Reich.[2]

Afsprung lebte von 1748 bis 1808 und stammte aus Ulm. Er war vor 1784 mit verschiedenen Veröffentlichungen hervorgetreten, in denen er sich als radikaler gesellschaftskritischer Publizist auf pädagogischem und literaturkritischem Gebiet gezeigt hatte.[3] Seit 1782 lebte er als freischaffender Pädagoge und Publizist in Heidelberg, von wo aus er im gleichen Jahr zu Fuß – also Jahre vor Seumes berühmterem Spaziergang nach Syrakus – seine Reise durch die Schweiz unternahm, die ihn nach St. Gallen, dann in die sogenannten Landsgemeindekantone Appenzell, Glarus, Uri, Schwyz und Zug, in die städtischen Kantone Luzern und Zürich und in einige Untertanengebiete wie das Rheintal und den Thurgau führte.

In seiner Reisebeschreibung über die Schweiz zielte Afsprung in erster Linie auf sachliche, faktische, objektive Information seiner Leser. Aber zugleich verband er dieses Streben nach Information mit der Absicht, politisch zu wirken. Dabei bediente er sich bestimmter künstlerischer Ausdrucksmittel, vor allem der Mittel der Ironie und Satire, aber auch an einigen Stellen der enthusiastischen Naturbeschreibung, wodurch er einen beachtlich hohen Grad an Lesbarkeit erzielte. Subjektive Begeisterung und Ergriffenheit des Autors werden sprachlich spürbar. Bestimmte Gebiete, vor allem der Kanton Appenzell Außerrhoden, erscheinen als eine Art Arkadien. Afsprung kam zu dem Ergebnis, daß ein Leben im Zustand der politischen Freiheit und Demokratie in arkadisch schöner Landschaft dem Ideal der aufgeklärten Glückseligkeit sehr nahe kommen kann. Sein Hauptinteresse aber galt doch den politischen Beobachtungen und Strukturen, die er durch ausführliche historische Betrachtungen vertiefte und mit antiken Idealen verglich.

Zwei klare Tendenzen hoben sich aus Afsprungs Beschreibungen heraus. Erstens die Polemik gegen die aristokratisch-oligarchischen Ordnungen in den Stadtkantonen und gegen die Unterdrückung der Untertanengebiete durch eben diese aristokratischen Stadtkantone. Zweitens – unter dem ausdrücklich konstatierten Einfluß von Jean-Jacques Rousseau – das begeisterte Lob der direkten Demokratie in Appenzell Außerrhoden und – mit Einschränkungen – in einigen

anderen Landsgemeindekantonen. In der hier praktizierten direkten Gesetzgebung durch das Volk, in der direkten Wahl aller Beamten und in der vollständigen Steuer- und Abgabenfreiheit aller Bürger erblickte Afsprung ein nachahmenswertes Ideal jedenfalls für kleinere Territorien, kleine Fürstentümer und Grafschaften, auch für Reichsstädte und ihre Gebiete. Damit formulierte Afsprung ein politisches Ideal und Programm für einen erheblichen Teil des deutschen Gebiets, das damals aus unzähligen solcher winzigen Territorien bestand. Dabei stand er den gepriesenen kleinen schweizerischen Freistaaten keineswegs unkritisch gegenüber. Er bemängelte den stellenweise von ihm beobachteten Ämterschacher und Amtsmißbrauch, er tadelte auch die Mitwirkung einiger Landsgemeindekantone an der Regierung und Unterdrückung verschiedener Untertanengebiete. Dennoch: die Landsgemeindekantone waren sein Ideal, und er stellte sie in scharfen Gegensatz zu den aristokratischen Stadtkantonen wie Zürich und Luzern, in denen er vieles volksfeindlich und unmenschlich fand, obwohl deren Zustände von angesehenen Schriftstellern wie Lavater und Johannes Müller schönfärberisch idealisiert worden waren.

Was größere Territorien anging, so hielt Afsprung damals[4] trotz seiner Abneigung gegen König Friedrich II. von Preußen den aufgeklärten Absolutismus für das geeignetste System, vor allem unter dem Eindruck der reformerischen Bemühungen Josephs II., die er aufmerksam und anfangs mit großer Bewunderung beobachtete, aber auch in Anerkennung der Leistungen kleinerer aufgeklärter Herrscher wie des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau und des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Trotz dieser Sympathien auch für den aufgeklärten Absolutismus kann man Afsprungs Schweizerreise wegen seiner Verherrlichung der reinen Demokratie als eine bemerkenswerte prärevolutionäre und, wenn man den problematischen Terminus verwenden will, sogar präjakobinische Kundgebung bezeichnen.

Afsprungs Buch fand ein angesichts seiner radikaldemokratischen Tendenzen überraschend positives Echo.[5] Zu einer zweiten Auflage kam es zwar nicht, aber drei große Abschnitte, darunter die über die Landsgemeindekantone Appenzell Außerrhoden und Glarus, wurden 1786 in der „Neuen Quartalschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen", abgedruckt. Der Herausgeber Friedrich Schulz bekannte sich in einer Fußnote nachdrücklich zu Afsprungs Buch und seinem Verfasser, den er als einen „aufgeklärten Mann, von guten historischen und statistischen Kenntnissen, von dem man sich für die Zukunft noch mehr versprechen kann",[6] bezeichnete.

Mit mehrjähriger Verspätung machten dann aber doch auch konservative Kreise gegen die prodemokratische Veröffentlichung Afsprungs mobil. 1788 erschien in der einflußreichen Zeitschrift „Journal von und für Deutschland" ein umfangreicher anonymer Aufsatz u. d. T. „Einzelne Bemerkungen über den Kanton Appenzell Außerrhoden", in dem Afsprung mit einer damals außergewöhnlichen Schärfe und Härte angegriffen wurde. Afsprungs Buch enthalte, so schrieb der Anonymus, „soviel Unwahres und Übertriebenes, daß ich (es) bloß

Reise durch die Schweiz Vgl.: Hs Zürich ZB

L 424 14 u.a. Traum Joh. Kasp. Ulrich 1750

L 445 L 445 Spalten 1026 + 1027

Register: Seite 199* HA Brief an J.J. Simmler, Spalte 1298

W 113 = Spalte 1497

W 110 = Spalte 1497

S 344 = Spalte 1300 ff

mumu Archiv Museum Muttenz

-> BS UB

10 11 2005

Es 822 [100FM]

: Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz [1750-1850] mit Beiträgen von Peter F. Kopp, Beat
Zürich Ex libris 1982

Gantner-Schlee Hildegard

A0503488 A16080 Im Brüggli 3 4132 Muttenz

__ ausgeliehen
__ noch nicht ausleihbar
__ vermisst
__ Signatur überprüfen
__ Info anfragen
__ ausgeliehen (Lesesaal)
__ nicht am Standort
__ Bd.fehlt / unvollständig
__ Reparatur / Buchbinder
__ steht in

10 11 2005

Es 822 [100FM]

: Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz [1750-1850] mit Beiträgen von Peter F. Kopp, Beat
Zürich Ex libris 1982

A0503488 A16080

Gantner-Schlee Hildegard

mumu Archiv Museum Muttenz

Uli Kutter

ZEILLER – LEHMANN – KREBEL.
Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte eines Reisehandbuches und zur Kulturgeschichte des Reisens im 18. Jahrhundert

> Die vornehmsten Europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweitz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dannemark, Schweden, Ungarn, Polen, Preußen und Rußland (...) anzustellen sind, mit Anweisung der gewöhnlichsten Post- und Reise-Routen (...) Aufs neue ausgefertigt von Gottlob Friedrich Krebel. 2 Bde. Hamburg 1767

Beim Lesen dieses Titels kann man nicht vermuten, daß sich dahinter der wohl am meisten aufgelegte „Reiseführer" in deutscher Sprache des 18. Jahrhunderts verbirgt. Die hier erwähnte Ausgabe (mit 1050 Seiten und einem zusätzlichen Register) ist zwar die erste Auflage, die G.F. Krebel besorgt hat, entspricht aber der 12. Gesamtauflage des Werkes. Die 16. und letzte Auflage datiert von 1801, und die Konzeption der ersten Auflage reicht bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Die Geschichte dieses Werkes ist noch wenig beleuchtet, und viele spätere Erwähnungen strotzen von Fehlern, aus denen hervorgeht, daß nicht jeder, der das Buch zitiert oder erwähnt, es auch tatsächlich gekannt hat. Zeitgenössische Quellen nennen dieses Werk hin und wieder, aber bei weitem nicht so häufig wie z. B. „Keyßlers Reisen", deren erste Auflage 1740/41 erschien.[1] Der Grund dürfte darin liegen, daß „Keyßlers Reisen" voll von enzyklopädischen Details stecken, wohingegen die „Vornehmsten Europäischen Reisen" mehr ein Itinerarium mit praktischen Hinweisen und Wegvorschlägen darstellen.

1 Keyßler, Johann Georg: Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, in welchen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben ... wird ... 2 Thle. Hannover 1740/1741.
Veränderte Neuauflagen erschienen 1750 und 1776. Keyßlers Beschreibung galt wegen ihrer vielfältigen nützlichen Hinweise und topographischen Details bis ins späte 18. Jahrhundert als Standardwerk.

Leider wissen wir heute über die genaue Auflagenhöhe der verschiedensten Schriften im 18. Jahrhundert recht wenig. Horst Kunze spricht diese Problematik in der Einleitung zu den „Lieblings-Büchern von dazumal" kurz an, indem er zum Begriff „Auflage" bemerkt:

> „Wenn man bedenkt, welcher Mißbrauch noch heute hin und wieder mit dieser Bezeichnung getrieben wird, indem z. B. bei Herstellung mehrerer Tausende von Exemplaren auf einmal jedes einzelne Tausend als Auflage gezählt wird, nimmt es nicht wunder, daß wir in dieser Hinsicht für die ältere Zeit völlig im Dunkeln tappen. Wieviel Stück eine Auflage im 18. und 19. Jahrhundert umfaßt hat, darüber besteht nicht nur heute Unklarheit, sondern es bestand auch zur damaligen Zeit selbst keine Klarheit. Überhaupt wurden die Auflagen im allgemeinen nicht wie heute fortlaufend gezählt, sondern man findet in den älteren buchhändlerischen Verzeichnissen und Meßkatalogen meist nur die Angabe ‚Neue Auflage' ‚Neue vermehrte Ausgabe' oder ‚Rechtmäßige Ausgabe'. (...)
> Noch viel nachteiliger wirkte sich aber auf den Buchhandel der im 18. Jahrhundert in höchster Blüte stehende Nachdruckbetrieb aus, eine Erscheinung, von deren Ausmaß und Bedeutung man sich heute gemeinhin keine richtigen Vorstellungen mehr macht. Auf jedes Werk, das Erfolg hatte und weiteren Erfolg versprach, stürzten sich sogleich die rührigen Nachdrucker und schädigten durch ihre Nachdruckausgaben den rechtmäßigen Verleger und den Autor beträchtlich (...).
> Denn das ist eine uns in diesem Zusammenhange interessierende Auswirkung des Nachdrucks: er trägt wesentlich dazu bei, die allgemeine Unsicherheit im Verlagswesen zu vergrößern. Die Verleger konnten es gar nicht wagen, ihre rechtmäßigen Auflagen hoch zu bemessen, denn der Nachdruck konnte ihnen jederzeit durch geschickten Vertrieb und durch Preisunterbietung das ganze Geschäft so gründlich verderben, daß sie auf einem großen Teil der Erstauflage sitzen blieben. So wagten sich die Verleger nur mit unbeträchtlichen Auflagen heraus; 600 Exemplare nennt die Meßrelation der Michaelismesse von 1786 als Höchstgrenze".[2]

Bei dem hier zur Diskussion stehenden Reisehandbuch – gleichgültig wie hoch die tatsächliche Auflage war – ist hervorzuheben, daß kein anderes deutschsprachiges Reisehandbuch und keine Apodemik bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 16 nachweislich autorisierte Auflagen erreichte, wobei

2 Kunze, Horst: Lieblingsbücher von dazumal. Eine Blütenauslese aus den erfolgreichsten Büchern von 1750-1800. München 1938, S. 8 u. 10.

mumu Archiv Museum Muttenz

sicherlich noch etliche nicht autorisierte Nachdrucke dazuzuzählen wären. Die wenigen Erwähnungen der „Vornehmsten Reisen (...)" in entsprechenden Reiseberichten ermutigen zur Folgerung, daß es eben selbstverständlich war, dieses Buch auf Reisen zu benützen, ohne es eigens zu nennen.

Ebenso wenig, wie wir über Auflagenhöhen wissen, sind wir über die Buchpreise unterrichtet. Fest steht nur, daß Bücher teuer waren, nicht zuletzt wegen der zahlreichen Nachdrucke, durch die die Verleger gezwungen waren, gleich von vornherein einen höheren Preis zu kalkulieren. Rudolf Zacharias Becker, ein bekannter Volksaufklärer (1751-1822), faßte diesen Sachverhalt kurz und bündig zusammen: „Die Bücher sind theuer, weil sie nachgedruckt werden, und sie werden nachgedruckt, weil sie theuer sind".

Eine sehr vage Angabe über den Preis von Reisehandbüchern macht H. Merleker in seinem Aufsatz „Streifzug durch die Geschichte der Reiseführer":

> „Sie waren für heute teuer und wurden trotzdem gekauft, denn auch damals machte dieser Teil der Ausrüstung, gemessen an den anderen Reiseausgaben, nur bescheidene Bruchteile aus. Ein, zwei, manchmal auch drei Thaler kosteten solche Reisehandbücher. Wenn sie koloriert waren oder illuminiert, wie man es auch nannte, sprangen die Preise sehr in die Höhe".[3]

Nach diesen Hinweisen auf die Problematik, die mit Büchern des 18. Jahrhunderts verbunden ist, soll versucht werden, die fast 150jährige Entwicklungsgeschichte eines Buches nachzuzeichnen, über die bis in unsere Zeit noch Unklarheit herrscht. Die Bedeutung dieses Buches läßt sich vielleicht mehr an seiner Geschichte als an seinem Inhalt ermessen.

Martin Zeiller, die Textmitarbeiter des Kupferstechers Merian, publizierte 1632 – mitten im Dreißigjährigen Krieg – in Straßburg ein „Itinerarium Germaniae nov-antiquae. Teutsches Reyßbuch durch Hoch vnd Nider Teutschland auch angräntzende/unnd benachbarte Königreich/Fürstenthumb und Lande (...)".[4]

3 Merleker, Hartmuth: Streifzug durch die Geschichte der Reiseführer. – In: Der Fremdenverkehr. Jg. 8. Darmstadt 1956, H. 5/6, S. 11.

4 Die genauen bibliographischen Angaben der im Text besprochenen Reisehandbücher sind im Anhang dieses Aufsatzes noch einmal chronologisch zusammengestellt.
Neuausgaben des Werkes von Zeiller erschienen 1640, 1662 (mit verändertem Titel) und 1674.
Für weitere bibliographische Hinweise vgl. Uli Kutter: Zur Kulturgeschichte des Reisens. In: Bendach, Bärbel u. Kutter, U.: Niedersachsen in der Reiseliteratur vergangener Jahrhunderte. Katalog zu einer Ausstellung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek. 2. korrigierte Aufl. 1982; ders.: Apodemiken und Reisehandbücher. Bemerkungen und ein bibliographischer Versuch zu einer vernachlässigten Literaturgattung. In: Das Achtzehnte Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts. Jg. 4. Wolfenbüttel 1980, Heft 2, S. 116-131; Justin Stagl (Hrsg.): Apodemiken. Eine räsonnierte Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Paderborn 1983. (Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Staatsbeschreibung und der Statistik. Hrsg. M. Rassem u. J. Stagl. Bd. 2).

1651 erschien in Ulm anonym ein Auszug dieses Werkes unter dem Titel „Fidus Achates oder der getreue Reißgefehrt (...)". 1653, 1666 und 1680 folgten weitere Ausgaben dieses Buches unter Zeillers Namen. Im Jahre 1700 taucht bei Benjamin Schiller in Hamburg die anonyme Schrift „Das geöfnete Teutschland" auf, die als eine weitere Ausgabe des „Fidus Achates" betrachtet werden kann. 1702 wurde bei Conrad König in Hamburg der „Richtige Wegweiser von der Stadt Hamburg nach den äußern großen Städten Teutschlands" angeboten; das Buch war „abgetheilet in zehen große Reisen nebst unterschiedlicher Bey-Reisen".[5] Ein Jahr später wurde ebenfalls in Hamburg bei Barthold Stein ein „Vermehrt hamburgisch Reisebuch. Richtiger Wegweiser durch Teutschland, Frankreich, Italien, Holland, Engelland, Dänemark und Schweden" verlegt.

Wiederum bei Benjamin Schiller in Hamburg erschien 1703 ein Werk, das in Art, Konzeption und Inhalt dem „Fidus Achates" verwandt zu sein scheint; es trug jenen Titel, den es mit geringen Abweichungen ein ganzes Jahrhundert behielt:

> „Die fürnemsten europäischen Reisen, wie solche durch Teutschland, Frankreich, Italien (...) vermittelst der dazu verfertigten Reise-Carten nach den bequemsten Post-Wegen anzustellen und was auf solchen Curioses zu bemerken".

Dieses Buch hatte handliches Taschenformat (Duodez), das es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beibehielt, so daß es auf Reisen ohne Schwierigkeiten mitgeführt werden konnte. Herausgeber war der Hamburger Lehrer Peter Ambrosius Lehmann (1663-1729)[6], der vermutlich bereits die Ausgabe von 1700 besorgte, wie man aus dem Vorwort von G.F. Krebel zu der 12. Gesamtauflage von 1767 schließen kann. Lehmann gab kurz vor seinem Tode wahrscheinlich noch die 7. verbesserte und vermehrte Auflage 1729 heraus. Er hatte bis dahin das Buch immer wieder erweitert und auf den neuesten Stand gebracht, wobei der Titel oft geringfügig geändert wurde, im Obertitel aber stets „Die vornehmsten europäischen Reisen (...)" lautete. Die 8. Auflage ist mit der 7. Auflage identisch. Über die Herausgeber der 9. bis 11. Auflage ist nicht viel bekannt, außer daß sie

5 Vgl. dazu den Beitrag von Elger Blühm in diesem Band.

6 Vgl. dazu die knappen biographischen Angaben in der Allgemeinen Deutschen Biographie 18 (1883), S. 147.

wohl teilweise nicht sehr sorgfältig arbeiteten, wie Krebel im Vorwort zur 12. Auflage (1767) klagt:

> „Diejenigen aber, denen nach Herrn Lehmanns Tode die Fortsetzung gegenwärtigen Werkes aufgetragen worden, scheinen nicht genug Sorgfalt auf dasselbe verwendet zu haben, und es würde zuletzt ganz unbrauchbar geworden seyn, wenn die Verlagshandlung nicht bey jetziger Auflage auf eine durchgängige Umarbeitung mit Ernst bedacht gewesen wäre".

Diese 12. Auflage – dazu wären eventuell noch die drei (vier) Ausgaben des „Fidus Achates" von Zeiller zu zählen – ist zugleich die erste Auflage, die von Gottlob Friedrich Krebel (1729-1793) bearbeitet wurde. Das muß deshalb hervorgehoben werden, weil in vielen bibliographischen Hinweisen auf die „Vornehmsten europäischen Reisen (...)" die Zählung der Auflagen erst mit der Herausgeberschaft Krebels anfängt. Unter seinem Namen, der immer im Titel angegeben ist, wurde dieses Werk so bekannt, daß es häufig nur als „der Krebel" bezeichnet wurde, ähnlich wie man später von dem „Baedeker" sprach.

Gottlieb Friedrich Krebel war „Kurfürstlich Sächsischer Obereinnehmer der Generalacciscasse zu Leipzig" und ab 1771 Oberkonsistorial-Kassierer in Dresden, wo er 1777 zum „Churfürstl.Sächs. Ober Consistorial-Secretair" befördert wurde.[7] Krebel hat sich mit der Herausgabe und der Überarbeitung bedeutender geographischer Werke im 18. Jahrhundert verdient gemacht. So erschien 1761 in Dresden „Johann Hübner's Allgemeine Geographie aller vier Welttheile, durch und durch verbessert, vielfältig vermehrt und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt von G.F.K(rebel)." in drei Bänden. 1773 besorgte Krebel eine Neuausgabe der Hübnerschen Geographie unter dem Titel „Vollständige Geographie aller vier Welttheile (...)" (Dresden, 3 Bde.), die eigentlich nichts mehr mit der ursprünglichen Geographie von Hübner zu tun hatte, sondern ein neues, selbständiges Geographiebuch darstellte. Außerdem war Krebel Mitarbeiter bei der ursprünglich von Johann Georg Estor herausgegebenen „Neuen europäischen Staats- und Reisegeographie" (16 Bde., Dresden, Leipzig 1750-1770). Er wirkte besonders bei der Abfassung des 6., 7. und 8. Bandes mit. Die zweite Ausgabe des 1. Bandes besorgte er in alleiniger Verantwortung.

1767 gab Krebel zum ersten Mal die „Vornehmsten Europäischen Reisen (...)" (2 Bde.) – alles in allem bereits die 12. Auflage – heraus und ließ 1775-1783 eine weitere Auflage folgen (3 Bde.). Noch 1783 begann Krebel mit der nächsten Ausgabe, die nachträglich viel Verwirrung stiftete,

7 Magere biographische Daten enthält Johann Georg Meusel: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 7. Leipzig 1808. S. 338 f.

weil sie in einzelnen Teilen publiziert wurde. Sie trug den Titel:

> „Die Vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweitz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dännemark, Schweden, Ungarn, Polen, Preussen und Rußland auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind, mit Anweisung der gewöhnlichsten Post- und Reise-Routen, der merkwürdigsten Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, besten Logis, gangbarsten Münzsorten, Reisekosten usw. ausgefertigt von Gottlob Friedrich Krebel. Neue verbesserte Auflage. Erster Theil, welcher die Reisen durch Polen, Ungarn, einen Theil Deutschlands und der Schweitz enthält. Hamburg 1783."

Bis 1785 erschienen noch zwei weitere Bände dieser Auflage, und erst 1791 erschien verspätet der 4. Band. Und eben dieser 4. Band, der jedoch eine direkte Ergänzung zu den vorhergehenden drei Teilen darstellt, wird oft als eine weitere Auflage gezählt, obwohl er nichts anderes als der (verspätete) letzte Band der 3. Krebel'schen Auflage (bzw. der 14. Gesamtauflage) ist. Die nächste Auflage von 1792 bis 1796 (3 Bde.) ist in wesentlichen Punkten verändert und verbessert. Sie war aber nur zum Teil von Krebel noch selbst mitgestaltet. 1801 erscheint nach Krebels Tod, aber noch unter seinem Namen, die letzte (16. bzw. 5. Auflage) dieses „Jahrhundertwerkes". Der Vollständigkeit halber sei noch vermerkt, daß es auch eine Ausgabe in französischer Sprache gab, sowie einige separat veröffentlichte Auszüge.[8]

Der offensichtlich großen Nachfrage nach den „Vornehmsten europäischen Reisen (...)", die durch die vielen Auflagen deutlich wird, entsprach die ständigen Überarbeitung des Werkes. Jede Ausgabe war immer auf dem neuesten Stand der technischen Entwicklung (Postverbindungen, Straßenbau, Hotels etc.). Außerdem waren aus den jüngsten Reisebeschreibungen jeweils die neuesten Informationen eingearbeitet (örtliche Veränderungen, neue Sehenswürdigkeiten, Gründung sozialer Institutionen und politische Veränderungen etc.). Berücksichtigt man dies alles, so muß man Krebel viel Wissen und Fleiß zuerkennen.

Welche Entwicklung dieses Reisehandbuch in seiner 150jährigen Geschichte durchmachte und wie sich darin die Einstellung zum Reisen spiegelt, soll anhand einiger Beispiele angedeutet werden. Wie bereits erwähnt, erschienen von Martin Zeillers „Itinerarium Germaniae Nov-Antiquae (...)" (Straßburg 1632) in den Jahren 1651 (anonym), 1653, 1666 und 1680 handliche Kurzfassungen im Taschenbuchformat, die Zeiller selbst

8 Vgl. dazu die bibliographischen Angaben im Anhang.

zusammenstellte. Die Ausgabe von 1680 (Ulm) trug den für die damalige Zeit typischen und ausführlichen Titel:

> „Fidus Achates oder Getreuer Reißgefehrt/ welcher seinen Reißgesellen nicht allein/ zum Theil aus anderer Schriften und Berichten/ die Meilen und Weite der Oerter voneinander: Deßgleichen/ wie/ und wo sie gelegen: Sondern auch bey vielen/ was vornemlich daselbsten zu sehen/ und wem solche um das Jahr Christi 1660 gehörig gewesen/ anzuzeigen thut. Zu samt einem kurtzen Bedencken/ wie etwan die Reisen insgemein wol und nutzlich anzustellen seyn mögen. Auch zweyen ausführlichen Registern/ so wohl der hierin begriffenen Reisen; als auch die fürnehmsten Oerter/ durch welch solche gehen. Jetzt zum drittenmal gedruckt".

In dieser Ausgabe fehlen die Vorreden des Verlegers und des Verfassers Martin Zeiller mit den daran anschließenden „Gesprächsreimen vom Raisen", die in der Ausgabe von 1653 enthalten sind. Zeiller nimmt in jener Vorrede Bezug auf Diego de Saavedra:

> „Es seye/ sagt er ferners/ das Reisen eine gewaltige Lehrmeisterin zur Weisheit; wann nemlich solches nicht nur Lust's halber allein/ sondern auch geschickter zu werden/ vorgenommen werde: in welchem Stuck dann die Mitternächtische/ und also auch wir Teutschen/ zu loben seyen. Daß aber dene in Warheit also/ solches bezeuget die Erfahrenheit/ und der Augenschein/ bey denen/ so mit Verstand weit gereist seyn: Welche nicht nur die Sachen/ wie sie an sich selbst seyn/ besichtiget; sondern auch darauß Gottes Allmacht/ Vorsehung/ Weisheit/ Güte und Gerechtigkeit: der Natur Wunderwerck; deß Meers Ab- und Zufluß (...)"

Es schließt sich eine Aufzählung der verschiedenen Gegenstände an, die auf Reisen „erfahren" werden können: Tiere, Pflanzen, Regierungsformen, Gesetze, Schulen, Haushaltungen, Handwerk u.a. einschließlich verschiedener Sprachen. Dann wird auf die in späterer Zeit immer wiederkehrenden Argumente gegen das Reisen eingegangen:

> „Und soviel den Einwurff betrifft/ daß man/ durch das Reisen/ leichtlich zur Gotteslästerung/ Abfall vom waaren Glauben/ zur Hurerey/ Saufferey/ Verschwenderey/ allerley andern Lastern/ und Leichtfertigkeit/ Könne verleitet und gebracht werden: So hat man hergegen viel Exempel derjenigen/ so nie in fremde Länder kommen/ und doch von ihrer Religion abgefallen (...). Es ist aber nicht genug/ daß man junge Leute in die Fremde schicket/ ihnen darzu Glück wünschet/ und anbefihlet/ daß sie fromm seyn/ fleissig beten/ und Gott vor Augen haben sollen; welches zwar an sich selbsten/ und zuvorderist/ nöthig/ recht/ und sehr wol gethan ist: Sondern es gehört auch ferners ein guter Unterricht/ und Wegweiser darzu/ wie nemlich/ und welcher Gestalt die Reisen vorzunemen (...)".

Da es an solchem „Unterricht" bis jetzt mangele, solle dieses „Büchlein" (das ohne Anhang und Register immerhin 557 Seiten dick ist) Abhilfe schaffen, indem es über die wichtigsten „Oerter", ihre Entfernungen und die Kosten der Reise Auskunft gibt. Nach der Vorrede Martin Zeillers folgen die „Gesprächsreime vom Raisen", die aus einem Zwiegespräch in Zweizeilern zwischen „Weghold" und „Heimrich" bestehen und folgendermaßen beginnen:

> „Weghold: Ich will frembde Länder schauen/
> und nicht stetig seyn zu Haus
>
> Heimrich: Nein/ mich bringt man nicht hinaus/
> daß ich solt das Elend bauen (...)".

Dieses Gespräch setzt sich nochmals mit dem Für und Wider des Reisens auseinander und endet zugunsten des Reisens, wobei eine von Wegholds Sentenzen lautet: „Durch das Raisen kan ich dienen meinem lieben Vaterland". (Nebenbei sei bemerkt, daß der Begriff „Vaterland" und die damit verbundene Vorstellung der Deutschen als einer Nation sich häufig als Topos in den Reisebeschreibungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts finden, wo es sinngemäß meistens so klingt, daß die Deutschen zuerst ihr Vaterland bereisen sollten, bevor sie fremde Länder besuchen.)

Die Auflage von 1680 beginnt unmittelbar mit „Martini Zeilleri: Unvorgreiffliches bedencken/ wie die Reysen ins gemein wol und nutzlich angeordnet und verrichtet werden mögen" (71 Seiten). Diese Einleitung ist auch in den vorherigen Ausgaben des „Fidus achates" unter der gleichen Überschrift enthalten. Zeiller gibt darin nochmals die Gründe an, die ihn veranlaßten, das Werk zu verfassen. Er meint, daß die Reisenden

> „aber keinen Unterricht/ wie sich junge Leute/ auff ihren Reysen zu verhalten/ in Teutscher Sprache/ bekommen können (...)" und „Wil daher allein/ wie die Reysen anzustellen/ kürtzlichen vermelden/ und solchen Bericht in vier Stück/ nämlich: 1. wie man sich zur Abreyse vorzubereiten. 2. Hernach auf solchen zu verhalten. 3. Was in besichtigung der Länder und Oerter/ zu beobachten; und dann 4. wie Zuruck-Reys anzustellen; und man darauff/ in seinem wieder erreichten Vatterland/ sich zu erzeigen habe/ ein- und abtheilen".

Danach erwähnt er etliche Verfasser von Reisehandbüchern und Apode-

miken, die allerdings in Latein schrieben. Unter anderen führt er auf: David Frölichus, G. Loysius, Zuigerus (gemeint ist wohl Theodor Zwinger), Ranzovius und Paul Hentzner.[9] Etwas detaillierter erörtert Zeiller dann die vier von ihm erwähnten Punkte. Eine Voraussetzung für das Reisen sei eine gute Gesundheit. Man sollte auch Schreibzeug, ein Gebetbuch, ein Reisebüchlein, einen Kalender, Nadel und Faden, ein Schloß, einen Regenmantel, eine Kerze, ein Fernglas, eine Apotheke, Wein, Knoblauch und etliches mehr mit sich führen. Ferner empfiehlt er häufigen Kleiderwechsel und daß man sich vor Überanstrengung und Unglücksfällen in acht nehme. Zu dem, was man auf einer Reise beobachten soll, zählt er im besonderen Märkte, Gebäude, Schulen und Bibliotheken. Im Hauptteil des „Fidus Achates" werden 160 Reisen beschrieben. Daran schließt ein alphabetisches Register aller im Buch erwähnten Orte. Die Angaben zu den einzelnen Orten sind sehr knapp und dürftig. Das Buch hatte, der Zeit entsprechend, hauptsächlich die Funktion eines Itinerars.

1706 erschienen in Hamburg

> „Die vornehmsten Europäischen Reisen, wie solche durch Teutschland, Frankreich, Italien, Holl- und England, Dannemarck und Schweden, vermittelst der dazu verfertigten Reise Carten, nach den bequemsten Post-Wegen anzustellen, und was auff solchen curieuses zu bemercken. Wobey die Neben-Wege/ Unkosten/ Müntzen und Logis zugleich mit angewiesen werden. Welchen auch beygefügt LIV Accurate Post- und Bothen-Carten von den vornehmsten Städten in Europa. Hamburg, bei Benjamin Schiller 1706".

In dieser Ausgabe finden sich weder Hinweise auf die vorangegangenen Werke von Zeiller noch auf den Herausgeber Peter Ambrosius Lehmann.[10] In das Exemplar der Göttinger Universitätsbibliothek, das aus dem Nachlaß des Conrad Zacharias von Uffenbach stammt, ist ein handgeschriebenes „Register der Orten von Teutschland" eingeklebt. Die folgenden Auflagen waren dann mit einem derartigen gedruckten Register versehen. Die

9 David Frölich veröffentlichte 1643/44 in Ulm die zweibändige „Bibliotheca, seu Cynosura Peregrinantium, hoc est, Viatorium, Omnium hactenus editorum ..."; Georg Loysius gab in Speyer 1600 den Traktat „Pervigilium Mercuri in quo agitur de Praestantissimis Peregrinatis virtutibus ..." heraus; die „Methodus Apodemica" von Theodor Zwinger erschien 1577; die „Methodus apodemica" von Heinrich Ranzow (Ranzau) Leipzig 1788; 1612 veröffentlichte Paul Hentzner sein „Itinerarium Germaniae; Galliae; Angliae; Italiae ...". Alle diese Werke erlebten mehrere Neuauflagen und -bearbeitungen.
Zur frühen apodemischen Literatur allgemein vgl. Justin Stagl: Die Apodemik oder „Reisekunst" als Methodik der Sozialforschung vom Humanismus bis zur Aufklärung. – In: Rassem, Mohammed/Justin Stagl (Hrsg.): Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit vornehmlich im 16.-18. Jahrhundert. Paderborn 1980, S. 131-204.

10 Die Angaben von 1700 und 1703 konnte ich, da unzugänglich, auf diesen Punkt hin nicht überprüfen.

7. Auflage (1729) und die 8. Auflage (1736, die „bey Johann Christoph Kißners seel. Erben" in Hamburg verlegt wurde) sind inhaltlich fast identisch, da sie beide noch auf Peter Amborsius Lehmann beruhen. Sie unterscheiden sich allerdings in der Schreibweise und den benutzten Druckletten des Titelblattes sowie dadurch, daß die 8. Auflage um eine „Postenkarte durch Frankreich" erweitert wurde. Lehmann, der als Herausgeber wohl die Vorrede verfaßt hat, geht in einer sehr bildlichen und blumenreichen Sprache auf Sinn und Zweck des Reisens ein, wobei er noch stark in der Tradition der vorangegangenen Jahrhunderte wurzelt:

> „Dem allerweisesten Bau-Meister dieses grossen Welt-Kreises hat gefallen, keine Provintz oder Landschaft vor der andern mit aller Glückseligkeit und Fruchtbarkait allein zu begaben, sondern es so weislich angeordnet, daß immer eine der andern Hülfe benöthiget sey, und allezeit die eine an demjenigen Mangel empfinde, woran jene einen Ueberfluß zeiget (...). Weil nun kein Land zu finden, das alle Vollkommenheiten zugleich besitzet, sind wir genöthiget, solche aus unserm Vaterlands mehr und mehr zu verbessern, und zu dem Ende in fremde Länder zu reisen (...). Die Betrachtung der Sitten und Gewohnheiten fremder Völcker giebt uns Gelegenheit an die Hand, nachzumachen, was sie Gutes an sich haben, und die Erkänntniß ihrer Fehler lehret uns, daß wir die unsrigen gleichfalls erkennen, und vor selbigen uns hüten können. Eine junge Pflantze kan in ihrer ersten Erde keine vollkommene angenehme Früchte bringen, sondern muß in fremdes Erdreich versetzt werden: Und ein junger Mensch wird hinter dem Ofen nicht lernen, dem Vater-Lande ersprießliche Dienste zu leisten, wenn er nicht zuvor fremder Königreiche Staats-Maximen, deren Vortheile und Fehler, und wie sie die letzteren zu remediren suchen, erkannt hat".

Es schließt sich ein Exkurs über den Stellenwert des Reisens bei den Römern und den Griechen an. So reisten die Griechen nach Ägypten, um sich dort in den Künsten und den Wissenschaften zu bilden. Die Römer schickten ihre jungen Leute mit der gleichen Absicht nach Griechenland. Lehmann versucht, einen aktuellen Bezug herzustellen und fährt fort:

> „Es wirft zwar unser Gegentheil ein, es brächten unsre Reisende aus Franckreich, Italien, Spanien, usw. öfters nichts anders wieder heim, als der Ausländer Laster, z. E. der Franzosen Leichtsinnigkeit, der Italiäner Ueppigkeit und Unzucht, der Spanier hinterlistige Nachstellungen wie närrische Sitten, unerträgliche Gebärden, überflüßige Titul, lächerliche Ceremonien, seltsame Kleidungen, eine affectirte Sprache, und den gäntzlichen Verlust der Deutschen und

väterlichen Tugenden. Ich muß ihm hierin zwar in etwas Recht geben, in dem die Erfahrung oft mehr als zu viel bezeuget, daß die meisten reisen, ehe sie sich zu Hause mit einer guten Morale versehen, und recht geschickt sind, sich die Besichtigung fremder Länder zu Nutze machen: allein wegen des Mißbrauchs einer Sache ist nicht gleich derselben rechtmäßiger Gebrauch abzuschaffen.
Es kan einer sowohl zu Hause, als in der Fremde verderben; dem Reisen an und vor sich selbst aber ist nicht die Schuld beyzumessen, wenn Leute sich unglücklich machen, und obschon das Feuer brennet, wenn man es angreifet, giebt es doch ein helles Licht und angenehme Wärme von sich: Schadet also manchem das Reisen, weil er es nicht recht gebrauchet, so bringet es dagegen andern, die sich dessen recht gebrauchen, einen herrlichen Nutzen".

Auf Reisen könne man, so meint Lehmann, mehr lernen als aus Büchern. Diese Ansicht vertrat auch August Ludwig Schlözer in seinem Reisekolleg, das er zwischen 1777 und 1795 des öfteren hielt.[11] Allerdings reist man nicht für sich und seine eigene Bildung, sondern für die anderen, was in dem Begriff „Vaterland" zusammengefaßt wird:

„Wer dem Vaterlande ersprießliche Dienste leisten will, muß desselben, und seiner eigenen Mitbürger Eigenschafft wissen, dann ein glückseliges Regiment muß nach der Natur der Unterthanen eingerichtet seyn. Diese Wissenschaft aber kan man durch nichts anders erlernen, als durch die Gegenhaltung anderer Völcker Sitten mit den unsrigen. Welches durch das Reisen geschehen muß".

Es liegt hier noch nicht – wie einige Zeit später – ein rein wissenschaftliches Interesse zu Grunde, wie wir vielleicht fälschlich interpretieren könnten. Sondern es sind ganz konkrete Dinge berührt, wie deutlich gemacht wird:

„In dem prächtigsten Garten mangeln manichmal etliche heilsame Kräuter, und wohlriechende Blumen, so man öfters auf der geringsten Bauer-Wiese findet: Und bey den geringsten Völckern kan man oftmals eine der schönsten Staats-Regeln lernen. Weil auch alle zeit ein Reich des andern benöthiget, müssen wir dessen Subsidia durch Pacten, Bündnisse, Tractaten und Alliancen erlangen. Wie wollen wir nun die fremden Ambassadeurs empfangen, oder von uns welche abschicken? Wie können wir der Fremden Freundschaft erlangen, und uns mit ihnen alliiren? Wie sollen wir, wann wir mit selbigen Krieg führen müssen, ihre feindliche Gewalt abtreiben, so wir nicht solcher Völcker Sitten, Gebräuche, Sprache, Stärcke, Schwäche und Kriegs-Manieren wissen (...). Die Reisen haben demnach zum Endzweck eine fleißige Untersuchung fremder Nationen Gebräuche und Rechte, um die politische Staats-Kunst dadurch zu erlernen, und mit selbiger dem Vaterlande oder anderen Republiquen, wie auch uns selbsten, ersprießlich und nützlich zu seyn. Beydes Nutzen und Plaisir sind hier mit einander genau verknüpft; doch werden sie durch die Mühe und Gefahr oft ziemlich versaltzen. Daher ist unser Vorhaben, durch gegenwärtiges Buch dem curiösen Reisenden Anleitung zu geben, wie er das erstere erlangen, das letztere aber sich erleichtern soll."

11 Schlözer, August Ludwig: Entwurf zu einem Reisecollegio, nebst einer Anzeige seines Zeitungscollegii. Göttingen 1777; Ebel, Wilhelm (Hrsg.): Vorlesungen über Land- und Seereisen, gehalten von Herrn Professor Schlözer. Nach einem Kollegheft des Stud. jur. E. F. Haupt (Wintersemester 1795/96). Göttingen 1962.

Nach diesen allgemeinen theoretischen Betrachtungen über das Reisen, aus denen übrigens erschließbar ist, warum sich in den Reiseberichten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast nie Naturbeschreibungen finden, erörtert Lehmann in seiner Einleitung die praktischen Aspekte des Reisens. So soll einer, der eine Reise unternehmen will, „in seinem Glaubens-Grunde und Christenthum wohlbegründet" sein und sich vor „überflüßige Dispute und Discourse vor der Religion" hüten. Man soll sich vor seiner Reise ferner „in der Historie, Geographie und politischen Staats-Wissenschaft unterrichten lassen" und sein eigenes Land kennen:

„Wie auch das Reisen billig zum Nutzen des Vaterlandes angefangen wird, so soll man sich zuvor dessen Zustandes wohl erkundigen, und sich eine vollkommene Liebe desselben einpflantzen, daß man, durch der Fremden prächtige Scheinbarkeiten, nicht der dem Vaterlande schuldigen Zuneigung vergesse. Und hat man eine vollkommene Wissenschaft des politischen Endzwecks derjenigen Republik, der man dereinsten dienen will; so kan man die Staats-Maximen, die man bey andern erlernet, desto besser appliciren".

Die Nützlichkeit von Sprachkenntnissen wird hervorgehoben. Außerdem empfiehlt Lehmann, daß mehrere, deren Interessen ähnlich sind, sich sinnvoller Weise zur gemeinsamen Reise zusammenschließen sollten. Aber die Gruppe dürfte nicht zu groß sein, weil man sonst Schwierigkeiten mit den Wirten und „auf denen Posten" bekommen könnte.

Wie abenteuerlich und gefährlich das Reisen damals war und wie langsam nur sich die Zustände im Laufe der Zeit besserten, geht aus Folgendem hervor:

„Es ist auch nicht übel gethan, wenn ein Reisender sich einen Wachsstock in einer blechernen Büchse, nebst einem fertigen Feuer-

zeuge, davon man gar artige Inventionen hat, anschaffet, und selbes nebst seinem Gewehr des Abends vor sein Bette hinleget, damit er bey vorfallender Gelegenheit sich dessen mit Nutzen bediene.
Vielweniger ist es zu verwerfen, wenn er allerhand Anwürfe, Schlösser oder solche Maschinen von Eisen sich machen läst, mit denen er von innen die Thüren zuschliessen kan. Es ist leicht, dergleichen zu inventiren, und man muß ihrer von unterschiedlichen Arten haben. Denn es träget sich öfters zu, daß die Kammern, in denen man schlafen muß, weder Schloß noch Riegel haben. Gelegenheit aber macht Diebe.
Wenn er sein Schlaf-Gemach solcher Gestalt versichert, so durchsuche er sein Bettzeug ein wenig, ob es auch rein. Man kan öfters nicht wissen, was vor ein siecher Leib herausgestiegen, darein ein gesunder wieder steigen soll. Am rathsamsten ist, man versehe sich mit einem Schlaf-Rocke und leinenen Unter-Kleidern, und lege sich damit in Gottes Namen nieder".

Reisen war immer noch ein Vorrecht der priviligierten und wohlhabenden Schichten, wie sich unschwer herauslesen läßt:

„Reisen ist eine Sache, so man Zeit seines Lebens nur einmal unternimmt; daher muß man auf die Unkosten nicht gar so genaue Reflexion machen".

Dem Reisenden wird empfohlen, sich mit speziellen Beschreibungen der jeweiligen Orte, die er besuchen will, zu versehen. Ferner solle er über seine Reise ordentlich Buch führen, was auch viele taten, wie die bald darauf einsetzende Flut von Reisebeschreibungen deutlich zeigt.

„Also soll man die Bücher nicht anders als Gehülfen betrachten, fein fleißig selber arbeiten, und sein Journal mit dem Vornehmsten anfüllen, was man siehet. Oefters geschiehet es, wenn man seine Remarquen mit den Beschreibungen der andern conferiret, daß man einen großen Unterschied findet. Man muß allezeit die Schreib-Tafel in der Hand haben, und hernach alle Abend dasjenige, so man des Tages über observiret, in sein Journal tragen".

Es folgt dann ein Katalog von 51 Stichwörtern der wichtigsten Gegenstände, die ein Reisender beobachten oder über die er sich informieren soll. Da die einzelnen Punkte viel zu der Charakteristik der Reisen zu Beginn des 18. Jahrhunderts aussagen, sollen sie wiedergegeben werden:

„Das Clima eines Ortes. Die Regierung. Macht. Schloß. Citadell. Arsenal. Magazinen. Guarnison. Fortificationes. Lust-Häuser. Grentzen. Hoheit der Städte. Religion. Sprache. Müntze. Gelehrte. Geschickte Künstler. Handlungen und Trafiquen. Manufacturen. Reichthum. Academien. Universität. Bischofthum. Kirchen. Antiquitäten. Monumenta. Bibliothequen. Publique Gebäude. Raritäten Cabinets. Flecken u. Dörfer. Gewohnheiten. Mahlerey. Bildhauerey. Architectur. Palläste. Gegenden. Passagen, Haven. Brücken. Flüsse. Wälder. Berge. Kleider. Trachten. Privilegien. Avanturen. Neue Zufälle. Natürliche und künstliche Raritäten. Erdreich. Pflantzen und Gewächse. Feücht (Früchte?). Thiere, etc".
„Die Curiosität eines Reisenden aber muß sich nicht nur begnügen lassen, die Raritäten der leblosen Dinge zu untersuchen. Er muß auch den gelehrten Leuten Visiten geben, und solche Personen besuchen, die in einer Kunst oder Wissenschaft excelliren".

Wie in vielen anderen Reiseempfehlungen wird darauf hingewiesen, daß man sich ordentlich und sauber kleiden, daß man nicht spielen oder sich mit Frauen einlassen soll, „denn die Venus gibet in der Fremde eine schlechte Wegweiserin ab".

Die Vorrede schließt mit der Bitte an alle Reisenden, dem Verleger neue Beobachtungen und Veränderungen mitzuteilen, um so das vorliegende Werk zu vervollkommnen. Die folgenden 497 Seiten sind der Beschreibung der verschiedenen Reisen, wie sie im Titel angekündigt sind, gewidmet. Die ersten 10 Hauptreisen beginnen alle in Hamburg. Dadurch wird die Verwandschaft dieses Buches mit dem 1702 bei Conrad König in Hamburg erschienenen „Richtigen Wegweiser von der Stadt Hamburg nach den äußeren großen Städten Teutschlands (...)" offenbar. Im Gegensatz zu späteren Auflagen und zu anderen Reisehandbüchern sind die Ortsbeschreibungen knapp gehalten. Das Schwergewicht liegt auf dem Itinerarischen, da es zu dieser Zeit noch an guten Karten mangelte und die Reisenden auf ein solches Handbuch angewiesen waren. Etwas aus dem Rahmen fallen die zwei Kapitel „Beschreibung von Hamburg und was notables darin zu betrachten" (S. 184-196) und die „Accurate Eintheilung von Deutschland" (S. 197-230), die beide in den früheren Auflagen enthalten sind.

Den Schluß dieser Ausgabe von 1736 bildet ein Anhang über „Bewährte Mittel, deren sich Passagiers auf Reisen in allerhand Zufällen und bey ereignender Unpäßlichkeit sehr nützlich bedienen können" (S. 498-504). Es werden darin einige – wohl volkstümliche – Mittel gegen die bei Reisen häufig auftretenden Leiden genannt, so gegen „Colic oder Winde", Ohrensausen, Husten und Erkältungen, Halsschmerzen, Seitenstechen, Überhitzung, Seekrankheit, Erbrechen, Durchfall, Ohnmacht, Brüche und Quetschungen. Es wird auch die Zubereitung einer Salbe beschrieben, wenn man „mit den Frantzosen angestecket" ist. Der medizinische Ratgeber

schließt mit Rezepten gegen das Fieber:

> „Für das Fieber, wenn es einen Reisenden befället, soll man eine Spinne nehmen, dieselbe zerdrücken, zwischen ein Tüchlein legen, und selbiges vor den Kopf binden, oder auf die Schläfe legen. Oder nehmet ein Quintlein gestossene Eyerschalen mit etwas Eßig gemenget ein. Oder gebrauchet Brantewein, der mit einem Quintlein Ingwer gemischet ist, denn dieses ist gut in Fiebern befunden worden".

Über die Herausgeber der 9., 10. und 11. Auflage der „Vornehmsten europäischen Reisen (...)" ist nicht viel bekannt. Ab 1767 übernahm Krebel mit der 12. Gesamtauflage die Herausgeberschaft. Die unter seiner Leitung gestalteten Ausgaben waren umfangreicher und bestanden aus mehreren Bänden, dagegen wurden die Vorreden kürzer und sachlicher, wobei über die Reisevorbereitungen oder über Sinn und Zweck des Reisens überhaupt – wie es bei Zeiller und Lehmann der Fall ist – nichts mehr gesagt wird. Das mag hauptsächlich zwei Gründe haben.

Zum einen war das Reisen mittlerweile (nicht zuletzt wegen des zivilisatorischen Fortschritts) nicht mehr nur ein Vorrecht priviligierter Schichten, sondern verbürgerlichte sich zunehmend. Deshalb mußten das Wie und Warum des Reisens in einem itinerarischen Werk nicht mehr ausführlich erörtert und gerechtfertigt werden. Zum andern forderte die in der Aufklärung entstehende „Reisesucht" oder „Reiseepidemie" die Kritik vieler heraus. Die Folge war, daß sich die Diskussion in eine breitere Öffentlichkeit verlagerte; die Periodika der Zeit (vor allem Teutscher Merkur, Berlinische Monatsschrift u. a.) nahmen sich dieser Fragen an und druckten Aufsätze jeglicher Art zum Thema. Daneben entstanden ferner Werke, die fast Handbüchern zur Feldforschung vergleichbar sind.[12] Wie bescheiden die Vorreden von G.F. Krebel waren, wird an ihren Umfängen deutlich: in der Ausgabe von 1767 ca. 5 Seiten, in der Ausgabe von 1775 und in der von 1783 jeweils ca. 4 Seiten. Sie beschränken sich fast ausschließlich auf die bloße Nennung der Referenzwerke, die allerdings von Auflage zu Auflage zunehmen. Wegen der größer werdenden Zahl publizierter Reiseberichte, der schnellen Entwicklung der Geographie, der Statistik und anderer einschlägiger Wissenschaften war es notwendig, neue Daten einzufügen, um in den einzelnen Auflagen mit sozialen, politischen, kulturellen und verkehrstechnischen Entwicklungen einigermaßen auf dem Laufenden zu sein. Wie die zu berücksichtigende Literatur anwuchs,

12 So etwa die Reisehandbücher von Graf Leopold Berchtold: Anweisung für Reisende, nebst einer systematischen Sammlung zweckmäßiger und nützlicher Fragen. Aus dem Engl. Braunschweig 1791; (Posselt, Franz:) Apodemik oder die Kunst zu reisen. 2 Bde. Leipzig 1795.

wird aus den jeweiligen Vorreden deutlich. So gibt Krebel für 1767 folgende Werke an:

> „Von gedruckten Hülfsmitteln sind hauptsächlich zu Rathe gezogen worden: die Büschingsche Erdbeschreibung; die Europäische Staats- und Reise-Geographie; Fäsis Helvetische Staats- und Erdbeschreibung; Tunelds Geographie von Schweden; Keyßlers, Uffenbachs, Willebrands, Hanways, Stevens, Blainville, Grosley und Richards Reisen; l' Indicateur fidele on Guide des Voyageurs; Nouveau Voyage de France par Piganiol de la Force; Nemeiz Sejour de Paris; le Guide d'Angleterre; Nouveau Manuel de Voyageur; Kölers Anweisung für Reisende Gelehrte, u. a. m.".

Nur acht Jahre später (1775) unterrichtet uns Krebel:

> „Zu den gedruckten Hülfsmitteln, welche ich bey der Ausgabe von 1767 benennet habe, sind dießmal noch gekommen: Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie; Ebendesselben wöchentliche Nachrichten von neuen Landcharten; Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen im Auszuge; Bianchy Uebersetzung des Erpillischen geographischen Handbuches nebst vollständigen Postnachrichten von Wien und allen K. K. Erbländischen Postcoursen. Neuer Reise-Calender, herausgegeben mit Genehmhaltung der Berliner Akademie; Leipziger Addreß-Post und Reise-Calender; Kleiner Pfälzischer Calender; Le guide de la Correspondance par M. Guyot; the Traveller's Pocket-Book; les Routes d'Ogilby par l'Angleterre; Livre des routes d'Italie en trois Tomes; Viaggi d'Italia, dichierati per alcunee Carte da viaggiare; Georg Buirman Waegwisare til och ifran alla Staedte etc. uti Swea ocg Göta Riken; Haigolds Beylagen zu dem neu veränderten Rußland; Weißkerns Topographie von Nieder Österreich; Allmanach von Wien zum Dienste der Fremden; Schrebers Reise nach dem Carlsbade; Willebrandts Annehmlichkeiten von Hamburg und Lübeck; Nachrichten von Wandsbeck; Nicolai Beschreibung von Berlin und Potsdam. Schminkens Beschreibung der Stadt Cassel; Hupels Topographische Nachrichten von Lief- und Esthland; (Hirschfelds) Briefe über die Merkwürdigkeiten der Schweitz; Descamps Reise durch Flandern und Brabant, in Absicht auf die Mahlerey; Burneys musikalische Reisen; Marschalls Reisen durch Holland, Flandern, Deutschland zc. Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen; Hambergers gelehrtes Deutschland, fortgesetzt von Meusel; the Foreigner's Guide – trough London and Westminster; the Beauties of England; Youngs Reisen durch die nördlichen Provinzen von England; Barettis Reisen

von London nach Genua; Nouvelle description de Versailles et de Marly par M. Piganiol de la Force, II Tomes; Voyage d'un François en Italie (par M. la Lande); Volkmanns Nachrichten von Italien; Ferbers Briefe aus Welschland über natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes; Forestiero illuminato – della Citta di Venezia; Ristretto delle cose piu notabili della Citta di Firenze; Jagemanns Beschreibung des Großherzogthums Toscana u. a. m.".

Von 1783 bis 1785 folgten die ersten drei Teile der 14. Gesamtauflage, die zugleich die 3. und letzte Ausgabe ist, die noch zu Krebels Lebzeiten herauskam. Der 4. Teil erschien – wie bemerkt – mit Verzögerung erst 1791 (zwei Jahre vor Krebels Tod) und wird oft fälschlicherweise als eine neue Ausgabe gezählt. Allerdings besorgte Krebel sie nicht mehr allein:

„Obgleich ich die Herausgabe dieser gegenwärtigen Auflage mit vielen Verbesserungen und nützlichen Zusätzen, die ich in 6 Jahren gesammelt habe, auch sonst mit Rath und That unterstützet habe, so mußte ich doch wegen zu gehäufter Geschäfte meines dermaligen Amtes und wegen verminderter Gesundheitsumstände die übrige Ausarbeitung und Vollendung des ganzen Werkes einer andern dieser Wissenschaft kundigen Person überlassen".

Leider macht er keine näheren Angaben über seinen Mitarbeiter bzw. Nachfolger. Die Form, in der diese Auflage publiziert wurde, gibt Aufschluß darüber, wie der Verleger – die Heroldsche Buchhandlung in Hamburg – versuchte, sich den Zeitumständen und der zunehmenden Reisewelle anzugleichen.

„Uebrigens ist die Verfügung getroffen worden, daß diese Auflage in Abtheilungen von 20 bis 24 Bogen, welche jede ein Register haben, gedruckt wird, damit der Käufer nur denjenigen Theil, der ihm besonders nützlich ist, sich anzuschaffen braucht, oder, wann er auch das ganze Werk besitzt, den Theil, worinn seine Reiseroute trifft, bequem mit sich führen kann".

Auffallend bei den seit 1775 hinzugekommenen „gedruckten Hülfsmitteln" ist die zunehmende Zahl von Reiseberichten.[13]

13 Genannt werden: Das deutsche Museum; Schloezers Briefwechsel und Staats=Anzeigen; Iselins Ephemeriden der Menschheit; Haubers Beschreibung von Copenhagen; Dasdorfs Beschreibung von Dresden; Rühlings Beschreibung von Nordheim; Von Murrs Beschreibung von Nürnberg; Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens; Brüggemanns Beschreibung des preuß. Vor= und Hinterpommern, Engelhards Beschreibung der heßischen Lande Casselschen Antheils; Galletis Beschreibung des Herzogthums Gotha; Wendeborns Beyträge zur Kenntniß Großbritanniens; Dohms Materialien zur Statistick; Meyers Briefe über Rußland; Grims Bemerkungen von Deutschland, Frankreich, England und Holland, fortgesetzt von Ulrich; Moore Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich u. die Schweitz; Bernouilli Zusätze zu Volkmanns Reisen durch Italien; dessen Reisen und Sammlung von Reisebeschreibungen; Volkmanns Reisen durch Engelland; Bjornstahls Reisen durch Frankreich, Italien, Schweitz, und Deutschland; Brydones Reise durch Sicilien; Briefe eines jungen Reisenden durch Liefland, Kurland und Deutschland; Fabricius Reise nach Norwegen und Spanien; Pennants Reise durch Schottland; Labats; Plürs und de la Puenne Reisen durch Spanien; Pilati Reisen durch verschiedene Länder von Europa; Sulzers Tagebuch seiner Reise nach Italien; Nugents Reisen durch Deutschland hauptsächlich Mecklenburg.

Das Werk war und blieb ein Reiseführer in Form eines Itinerars, in dem bestimmte Reiserouten beschrieben werden, wobei nur auf das Wichtigste und Sehenswerteste hingewiesen wird. Zusätzlich bekommt man Informationen über Münzsorten und Hotelpreise. Am Ende jeder Reiseroute sind überschlagsmäßig die Unkosten zusammengestellt. Wie sachlich die letzten Auflagen waren, sei mit den Angaben über Göttingen aus der 15. Gesamtauflage illustriert:

„Die Hauptstraßen sind breit, und an beyden Seiten, auf die Weise, wie, in London, mit Steinen für die Fußgänger bepflastert, auch des Abends mit Laternen beleuchtet."[14]

Wir erfahren noch, daß Göttingen 1000 Häuser auf 8000 Einwohner hat, die Universitätsbibliothek mit 130.000 Bänden zu den besten ihrer Art zählt. Ferner werden die berühmten Mettwürste und eine große Tabakfabrik in Weende erwähnt und als gute Gasthöfe zum Übernachten die „Krone" und der „König von Preußen" empfohlen.

Die Herausgeber der „Vornehmsten europäischen Reisen (...)" waren zu ihrer Zeit sicher sehr bekannt. Ihre Werke hatten einen Einfluß, den wir schwer einschätzen und anhand der zahlreichen Auflagen nur vermuten können. Daß der Name Martin Zeillers heute noch geläufig ist, beruht auf seiner Mitarbeit an den eindrucksvollen Bänden von Matthäus Merian. Lehmann und Krebel – die fleißigen Kompilatoren der „Vornehmsten europäischen Reisen (...)" – sind so gut wie vergessen, und ihre Werke zählen zu den wenig bekannten Raritäten. In der Literatur finden sich oft zu ihrer Person und zu ihren Werken unrichtige Angaben, die ungeprüft kolportiert werden. Dazu einige mehr oder wenig zufällige Beispiele.

Georg Leonhard Emil Uebler behauptet in seiner Dissertation über „Die Fremdenverkehrsorganisation in Deutschland", daß Krebel ab der 7. Auflage der Verfasser der „Vornehmsten europäischen Reisen (...)" sei.[15] Aber gerade diese Auflage ist noch eindeutig von Lehmann gestaltet. In seinem „Streifzug durch die Geschichte der Reiseführer" offen-

14 Krebel, S. 285-287. Der hier zitierte Satz ist nahezu wörtlich aus Johann Peter Willebrandt: Historische Berichte und practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland und anderen Ländern. 8. verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1769, übernommen.

15 Uebler, Georg Leonhard Emil: Die Fremdenverkehrsorganisation in Deutschland. Nürnberg 1933 (zugleich Diss. TH München), S. 34.

bart Hartmuth Merleker nicht gerade Sachkenntnis mit seiner Feststellung:

> „Wie schnell manches Buch zu Ansehen kam, selbst bei merkwürdigen Titeln, zeigt ein Erfolg von 15 Auflagen in 29 Jahren: 'Die vornehmsten europäischen Reisenden' ein Buch, das 1767 in der Domstadt Köln am Rhein herauskam."[16]

Nichts an dieser Aussage ist richtig. Der Titel wäre, würde er so lauten, in der Tat merkwürdig. 15 Auflagen in 29 Jahren sind selbst für diesen „Bestseller" übertrieben. Die Ausgabe von 1767 erschien in Hamburg „bey Christian Herolds Wittwe", frühere Auflagen erschienen bei Benjamin Schiller „im Dohm" in Hamburg. Andere Angaben, die Merleker zu Zeiller macht, sind ebenfalls falsch.

Adolph Meuer schreibt in seinem Aufsatz „Von Reise-Bibliotheken und alten Reisehandbüchern" über Gottlob Friedrich Krebel:

> „1767 brachte Gottlob Friedrich Knebbel in Hamburg den ersten europäischen Reiseführer heraus, der einen kaum weniger langatmigen Titel hatte als Zobels Reise-Buch (...). Dieser Reiseführer hat eine hohe Auflage erlebt und fand weite Verbreitung. Das blieb so, bis 1828 Karl Baedeker mit dem „Reisehandbuch für den Rhein" seinen Reiseführer-Verlag gründete."[17]

Abgesehen davon, daß „Knebbel" nicht der erste war, der einen europäischen Reiseführer herausbrachte, wäre auch die Sache mit Karl Baedeker noch richtigzustellen. Der K. Baedeker-Verlag übernahm 1832 das Buch „Rheinreise von Mainz bis Cölln" von Johann August Klein[18], aufgrund dessen der erste „Baedeker" 1835 unter dem Titel „Rheinreise von Mainz bis Cölln. Handbuch für Schnellreisende" erschien. Wie sich derartige Fehler fortpflanzen, zeigt ein Blick in das Buch von Rudolf Walter Lang „Reisen anno dazumal":

> „1767 sprengte Gottfried Friedrich Knebbel mit seinem in Hamburg erschienenen Reiseführer Deutschlands Grenzen und zog ganz Europa in seine Informationsbemühungen ein. Er verzeichnete für die 'vornehmsten europäischen Reisen' die 'Post- und Reiserouten

16 Merleker, S. 11.

17 Meuer, Adolph: Von Reise-Bibliotheken und alten Reisehandbüchern. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe. Sondernummer Reisen und Wandern. Nr. 31/ 18. 4. 1969, S. 19-23.

18 Klein, Johann August: Rheinreise von Mainz bis Cölln. Historisch, topographisch, malerisch bearbeitet. Mit 12 lith. Ansichten ... Koblenz: Röhling 1832. Eine französische Ausgabe dieses Werkes war schon 1829 bei Baedeker in Koblenz erschienen.

> der merkwürdigsten Örter, deren Sehenswürdigkeiten, beste Logis, gangbarste Münzsorten, Reisekosten usw. ' Der Verfasser des Aufsatzes, dem wir diese Angaben verdanken, weist darauf hin, daß Knebbels Werk 'hohe Auflagen erlebt und eine weite Verbreitung' gefunden habe."[19]

19 Lang, Rudolf Walter: Reisen anno dazumal. München 1971, S. 29.

Anhang

Chronologisches Verzeichnis der erwähnten Reisehandbücher

1632 *Zeiller, Martin*: Itinerarium Germaniae Nov-Antiquae. Teutsches Reyßbuch durch Hoch vnd Nider Teutschland auch angräntzende / vnnd benachbarte Königreich / Fürstenthumb vnd Lande / als Vngarn / Siebenbürgen / Polen / Schweden / Dennemarck / (...) durch Martinum Zeillerum. – Straßburg Anno MDCXXXII: In Verlegung Lazari Zetzners Seligen Erben. 4°.

1640 *Zeiller, Martin*: Martini Zeilleri Itinerarii Germaniae Continuatio darin das Reyßbuch durch Hoch vnd Nider Teutschland (...) so Anno 1632 außgegangen/ von dem Autore (...) corrigirt / verbessert / und (...) vermehrt / und biß auffs 1639. Jahr continuirt wird (...). – Straßburg Anno M.DC.XL: In Verlegung Lazari Zetzners Seligen Erben. 4°.

1651 *Zeiller, Martin*: Fidus Achates Oder Getreuer Reisgefert / welcher seinen Reisegesellen nicht allein / zum Theil auß eigner Erfahrung / zum Theil aber auß anderer Schriften und Berichten / die Meilen un Weite der örter voneinander; Deßgleichen / wie / und wo sie gelegen: Sondern auch bey vielen / was vornemlich daselbsten zu sehene / und wem solche umbs Jahr Christi 1650 (...) gehörig gewesen / anzeigen thut. Zusambt Martini Zeilleri kurtzem Bedencke / wie etwan die Reisen ins gemein wol und nützlichen anzustellen seyn mögen. Auch Zweyen ausführlichen Registern (...). – Ulm 1651: In Verlag Georg Wildeisens. 12°.

1653 *Zeiller, Martin*: Martini Zeilleri Fidus Achates, Qui Peregrinationis atque Itineris sui socium & comitem, propria partim experientia doctus, partim vero aliorum observantionibus instructus, non tantum de locorum intervallis, distantiis & situ, verum etiam, quid plerisque spectatu et memoratu dignum occurat, & quorum imperio circa annum salutis MDCLIII subjecta illa fuerint, accurate & sollicite monet. Cui adjunctum est ejusdem De Peregrinationibus prudenter utiliterque instituendis consilium. (...) Nunc e Germanico Latinus factus a quondam Apodemophilo. – Vlmae M.DC.LIII: Sumptibus Georgii Wildeisens. 12°.

Zeiller, Martin: Fidus Achates, Oder Getreuer Reißgefert (...) Jetzo zum andern mal gedruckt; zuvor aber, (...) verbessert. – Ulm 1653: In Verlag Georg Wildeisens. 12°.

1658 *Zeiller, Martin*: Martini Zeilleri Fidus Achates, Qui Peregrinationis atque Itineris sui socium & comitem (...) Pars Prima. E Germanico Latinus factus a quondam Apodemophilo. – Amstelodami 1658: Apud Iohannem Ianssonium Junio-

1661 *Zeiller, Martin*: Martini Zeilleri Fidvs Achates Oder Getreuer Reisgefert / (...) Jetzo zum dritten mal gedruckt (...) vilfältig verbessert / vnd mit einem newen Anhang vermehret. – Ulm An. 1661: In Verlag Georg Wildeysens. 8°.

1662 *Zeiller, Martin*: M. Z., Itinerarii Germaniae Nov-antiquae Compendium Das ist: Teutschlandes neuverkürtztes Räisebuch / Oder Deß in denen Jahren 1632 vnd 40 in zweyen Theilen außgegangnen Räisebuchs / oder Beschreibung der Räisen / durch Hoch: vnd Nider Teutschland / (...) Engerer Begriff / vnd Verfassung in einem Theil (...). – Lum (= Ulm) 1662: In Verlegung Georg Wildeisens. 8°.

1672 *Zeiller, Martin*: Itinerarium Germaniae Nov-antiquae: Teutsches Reyssbuch durch Hoch und Nider-Teutschland (...) – Straßburg 1672.

1674 *Zeiller, Martin*: Itinerarium Germaniae. Das ist: Reisbuch / Durch Hoch- und Nider-Teutschland / (...) Straßburg und Franckfurt M.DC.LXXXIV: In Verlegung Simonis Pauli. 4°.

1680 *Zeiller, Martin*: Martini Zeilleri Fidus Achates Oder Getreuer Reisgefert (...). – Ulm 1680. 12°.

1700 Das geöfnete Teutschland. Worinnen Durch 10 Haupt-Reisen / Vermittelst einer zierlichen und wohlgefasten Reise-Carten / die gewöhnlichste Post-Wege und Meilen / mit besondern deutlichen Zeichen und Merckmahlen / samt einer kurtzen Anweisung und Beschreibung / gezeiget. Als auch die accurate Post / und Boten-Carten der vornehmsten Städte Europae Denen Reisenden / Kauff-Leuten und curieusen Liebhabern / zu Nutz und Bequemlichkeit / ans Licht / und vor Augen gestellet werden. – Hamburg 1700: Benjamin Schiller.

1703 *(Lehmann, Peter Ambrosius)*: Die Vornehmst. Europäischen Reisen / wie solche durch Teutschland / Frankreich / Italien / Dännemarck u. Schweden / vermittelst der dazu verfertigten Reise-Carten, nach den bequemsten Post-Wegen anzustellen / u. was auf solchen curieuses zu bemercken. Wobey die Neben-Wege/ Unkosten / Müntzen u. Logis zugleich mit angewiesen werden. Welchen auch beygefügt / LI. Accurate Post- u. Bothen-Carten, von den vornehmsten Städten in Europa. (2. Ausgabe). Thl. 1 - 2. - Hamburg 1703: Benjamin Schiller im Dohm.

1706 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die Vornehmsten Europäischen Reisen ... (3. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1706.

1709 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die Vornehmsten Europäischen Reisen ... (4. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1709.

1713 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die Vornehmsten Europäischen Reisen ... (5. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1713.

1724 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die vornehmsten Europäischen Reisen ... 6. Aus-

gabe. – Hamburg 1724.

1729 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die vornehmsten Europäischen Reisen ... 7. Ausgabe. Thl. 1 – 2. – Hamburg 1729.

1736 (*Lehmann, Peter Ambrosius*): Die vornehmsten Europäischen Reisen ... 8. verbesserte Ausgabe. Thl. 1 – 2. – Hamburg 1736.
(inhaltlich identisch mit der 7. Auflage).

1741 Die vornehmsten Europäischen Reisen ... (9. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1741/1742.

1749 Die vornehmsten Europäischen Reisen ... (1o. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1749.

1755 Die vornehmsten Europäischen Reisen ... (11. Ausgabe). Thl. 1 – 2. – Hamburg 1755.

1767 *Krebel, Gottlob Friedrich*: Die vornehmsten Europäischen Reisen, wie solche (...) anzustellen sind, (...) auch einer neuen Sammlung von Post- u. Bothen-Charten, Post-Verordnungen, Post Taxen &c. Aufs neue ausgefertigt von (...) (12. Ausgabe). Bd. 1 – 2. – Hamburg 1767: Christian Herolds Wittwe.
(Bd. 2 auch mit eigenem Titel).

1775 *Krebel, Gottlob Friedrich*: Die vornehmsten Europäischen Reisen ... (13. Ausgabe). Thl. 1 – 3. – Hamburg 1775 – 1783.

1783 *Krebel, Gottlob Friedrich*: Die vornehmsten Europäischen Reisen ... Neue verbesserte Auflage. (14. Ausgabe). Bd. 1 – 4. – Hamburg 1783/1783/1785/1791

1792 *Krebel, Gottlob Friedrich*: Die vornehmsten Europäischen Reisen ... (15. Ausgabe). Bd. 1 – 4. – Hamburg 1792/1792 1796/1796.
(Bd. 3 und 4 jeweils auch mit eigenem Titel).

1801 *Krebel, Gottlob Friedrich*: Die vornehmsten europäischen Reisen. ... (16. Ausgabe). Bd. 1 – 4. – Lüneburg 1801/1802.

Übersetzungen und Auswahlausgaben

1786 Französische Ausgabe 2 Bde. – Straßburg 1786.

1789 Die vornehmsten Reisen durch Frankreich. Mit einer Post- und Reisekarte. – Hamburg: Herold 1789.

Die vornehmsten Reisen durch England, Schottland und Irland. – Hamburg: Herold 1789. (2. Aufl. 1802).

Die vornehmsten Reisen durch Italien, wie solche auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind, (...) ausgefertigt von G.F. Krebel. Aus dem 3. Thl. der Europäischen Reisen abgedruckt. – Hamburg: Herold 1789. (Neue Auflage 1796).

STUDIA GERMANICA GEDANENSIA
Gdańsk 1998 Nr. 5

Rosmarie Zeller (Basel)

„Ich singe Dantzig dich, Prinzeßin aller Plätze/Du Städte-Keyserin". Die Stadt Danzig in Beschreibungen und Lobgedichten des 17. Jahrhunderts

Der kulturelle Kontext

„Seit ihrer Gründung ist sie [Stadt Danzig] im Ausland berühmt; sie verdankt diesen Ruhm nicht so sehr ihren schönen als vielmehr ihren merkwürdigen Gebäuden und ihrem beträchtlichen Reichtum. Danzig ist nicht nur die Metropole ganz Preußens, sondern auch dessen Emporium, das heißt der Umschlagsplatz für Export und Import der Schätze, die auf dem Seewege befördert werden", schreibt der Ungar Marton Csombor in seiner Reise durch Polen, die er 1620 publizierte.[1] Der französische Legationsrat Ogier schreibt 15 Jahre später ganz ähnlich: „Die Stadt Danzig gehört zu den Hauptstädten Europas und ist in der ganzen Gegend bei Weitem die angesehenste."[2] Danzig wird mit den Hauptstädten Europas, mit Paris, Rom, Neapel, verglichen,[3] ja, wie der von Salicetus stammende Titel meines Beitrags zeigt, als „Städte-Keyserin" bezeichnet. Der Verfasser eines Städtebuchs meinte,

[1] Marton Csombor: *Reise durch Polen* (Cassan 1620). Abgedruckt in: Elida Maria Szarota (Hrsg.): *Die gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts über Polen. Zeitgenössische Texte*. Wien u.a. 1972, S. 693.

[2] Charles Ogier: *Caroli Ogierii Ephemerides, sive iter danicvm, svecicvm, polonicvm*. Paris 1656. [Der Aufenthalt in Danzig fand 1635 statt.] Abgedruckt in: E.M. Szarota (Hrsg.) (s. Anm. 1), S. 722.

[3] Siehe das Epigramm *Auff die berühmte Stadt Dantzigk* von Georg Greflinger:
Ist/ wie man sagt/ die Welt im großen Rom zu sehen/
Sol auch Neapolis vor gantz Italien stehen/
Vor Franckreich das Paris/ so mag auch unser Preußen
Nur Dantzig und nicht mehr wie vormals Preußen heißen.
(Abgedruckt in: Heinz Kindermann (Hrsg.): *Danziger Barockdichtung*. Leipzig 1939, S. 212.)

mumu Archiv Museum Muttenz

man könne Danzig zu den sieben Weltwundern zählen.[4] Wenn solche Hyperbeln auch zur Gattung des Städtelobs gehören, so ist Danzig doch nicht irgendeine Stadt, in der man zufällig vorbeikommt, sondern eine der bedeutendsten Städte Europas im 17. Jahrhundert. Danzig besaß zwar keine Universität, sein seit 1558 bestehendes *Gymnasium Academicum* zog jedoch viele Studenten an. Man konnte hier Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik, Philosophie und neben Griechisch auch Hebräisch studieren, welches mindestens zeitweise von einem Rabbi unterrichtet wurde.[5] Von den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts besuchten u. a. Andreas Gryphius von 1634-1636 und Hofmannswaldau von 1635-1638 das Gymnasium.[6] Der letztere ging, wie er schreibt, „täglich" bei dem damals berühmtesten deutschen Dichter und „ungemein Gelehrten und aufgeweckten Kopf" Martin Opitz aus und ein.[7] Opitz war wegen der Belagerung Breslaus 1635 nach Danzig gekommen und amtete hier seit 1637 als Hofhistoriograph des polnischen Königs. Opitz starb 1639 an der Pest in Danzig.

Andere bekannte Autoren wie Georg Greflinger, Georg Neumark und Kaspar Stieler hielten sich längere Zeit in Danzig auf. Johann Peter Titz war Professor für Eloquenz und Poesie am Gymnasium. Auch wenn man heute im Gegensatz zu den dreißiger Jahren, wo es darum ging, Danzig für das Großdeutsche Reich zu reklamieren und also auch in dieser Beziehung aufzuwerten,[8] nicht mehr von einem Danziger Dichterkreis sprechen will – dazu fehlen Programm und Organisation, z.B. regelmäßige Treffen -, so stellen neuere Forschungen doch ein reges kulturelles Leben in Danzig fest. Auf der Danziger Bibliothek gibt es noch ein umfangreiches unerforschtes Material von Gelegenheitsgedichten und Lobgedichten auf Danzig.[9] Die kulturelle Bedeutung Danzigs zeigt sich auch in den noch

---

[4] Siehe Eberhard Mannack: *Barock-Dichter in Danzig.* In: *Wahrheit und Wort.* [...] Hrsg. von Gabriela Scherer und Beatrice Wehrli. Bern u.a. 1996, S. 296.

[5] Vgl. die Aufzählung der Professoren des Gymnasiums bei Reinhold Curicke: *Der Stadt Dantzig Historische Beschreibung worinnen Von dero Uhrsprung/ Situation, Regierungs-Art/ geführten Kriegen/ Religions- und Kirchen-Wesen außführlich gehandelt wird.* [...] Amsterdam und Danzig 1687. Dies ist die zweite von Curickes Sohn Georg Reinhold Curicke ergänzte Ausgabe des 1645 zum ersten Mal erschienenen Werks. Ein *Gymnasium academicum* unterschied sich von einer Universität oft nur dadurch, daß es keine akademischen Titel verleihen durfte.

[6] Vgl. dazu Dick van Stekelenburg: *Michael Albinus 'Dantiscus'* (1610-1653). *Eine Fallstudie zum Danziger Literaturbarock.* Amsterdam 1988, besonders S. 26ff. Zu Gryphius vgl. das Bild, das Marian Szyrocki von Danzig entwirft in: *Andreas Gryphius. Sein Leben und sein Werk.* Tübingen 1964, S. 20f.

[7] Cristian Hofmann von Hofmannswaldau: *Vorrede* zu *Deutsche Übersetzungen und Gedichte.* Abgedruckt in: „Poetica" 2, 1968, S. 549.

[8] Dazu Stekelenburg (s. Anm. 6), S. 159ff.

[9] Dazu Stekelenburg (s. Anm. 6), S. 33ff. und Joseph Leighton: *Gelegenheitssonette aus Breslau und Danzig in der Zeit zwischen 1624 und 1675.* In: *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert.* [...] Hrsg. von Albrecht Schöne. München 1976.

unerforschten theatralischen Aufzügen, welche zur Krönung des Königs Wladislaus IV. 1633, zum Einzug der Braut von Wladislaus IV. Louise Marie Gonzaga 1647 in Danzig sowie zum Einzug Augusts II. im Jahre 1698 aufgeführt wurden.[10]

Danzig in den Reisebeschreibungen

Für das Reisen gibt es seit dem 16. Jahrhundert Anleitungen, sogenannte Apodemiken,[11] die genau sagen, welche Aspekte einer Stadt man berücksichtigen soll, angefangen bei der Lage der Stadt, den öffentlichen Bauten wie Rathäuser, Schlösser, Zeughäuser, über die Brunnen bis zu den politischen Einrichtungen, der Wirtschaft und den Eigenheiten der Bevölkerung, wozu z.B. auch die Schönheit der Frauen gehört.

Der erste und ausführlichste Reisebericht, den ich ansehen will, ist derjenige des Ungarn Marton Csombor. Er hielt sich 1616 in Danzig auf und gibt eine Darstellung der Stadt, die genau den Anweisungen in den Apodemiken entspricht.[12] Csombor beschreibt zunächst die Lage der Stadt mit Angaben von Längen- und Breitengraden, dann die Stadt selbst, ihre Basteien, Tore, die Schulen, Bibliotheken, den Artushof, das Zeughaus, die Schatzkammer, die Pferdeställe und schließlich die Umgebung der Stadt, vor allem die Gärten. Er kommt dann auf die Verwaltung und auf den Charakter der Bewohner zu sprechen. Csombors Absicht ist es offensichtlich, seinen ungarischen Landsleuten ein möglichst informatives Bild dieser bedeutenden Handelsstadt zu geben, deren Gymnasium er besucht hat.

Der Franzose Charles Ogier, der sich 1635 als Legationsrat im Gefolge des französischen Gesandten anläßlich von Friedensverhandlungen in Danzig aufhielt, ist weniger ausführlich und systematisch. Er schreibt ein Tagebuch, in das er notiert, was er sich angesehen hat oder was ihm aufgefallen ist. Das Tagebuch wurde erst 1656 publiziert (s. Anm. 2). Der Franzose Jean Le Laboureur, der im Gefolge von Louise Marie Gonzaga 1647 nach Danzig kam, interessiert sich primär für die Festlichkeiten; erst am Ende seines Berichtes macht er noch einige Angaben zu „Lage, Stärke und Privilegien" der Stadt.

---

[10] Die Einzüge sind bei Curicke (s. Anm. 5) beschrieben und abgebildet. Der Aufzug für Louise Marie Gonzaga wird auch von Jean Le Laboureur: *Relation du Voyage de la Royne de Pologne* [...], Paris 1647 beschrieben (abgedruckt in E. M. Szarota (Hrsg.) - s. Anm. 1 - S. 738ff.)

[11] Justin Stagl: *Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.* In: *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung.* Hrsg. von B. I. Krasnobaev u. a. Berlin 1980, S. 353-384, besonders S. 356f.

[12] Der Text von Csombor ist abgedruckt in Szarota (Hrsg.) (s. Anm. 1). A. Kersten hat im Kommentar zum Abdruck des Textes das Muster der Apodemik nicht erkannt. Deshalb meint er, die Darstellung sei naiv, was nicht zutrifft. Zu den Gepflogenheiten der Reisenden siehe auch Hans-Wolf Jägers Beitrag in diesem Band, S.61ff.

Zu erwähnen ist noch die ausführliche Beschreibung Danzigs von Reinhold Curicke, die 1645 zum ersten Mal erschienen ist. Sein Sohn Georg Reinhold Curicke hat dieses Werk ergänzt, mit sehr vielen Illustrationen versehen und in einer neuen Ausgabe 1687 in Amsterdam und Danzig herausgebracht (s. Anm. 5). Es handelt sich um eine vorwiegend historische Beschreibung der einzelnen Bauwerke und der politischen Einrichtungen. Kunstschätze und Kuriositäten interessieren Curicke nicht, sein Interesse ist ein historisch-antiquarisches. So führt er z.B. ausführlich die Grabmäler mit den Inschriften auf. Er gibt auch Quellen zu seinen Ausführungen und diskutiert divergierende Meinungen. Die Lage Danzigs in der Nähe des Meeres und an der Weichsel – die schiffbar ist, wie man immer betont -, wird von allen drei Autoren erwähnt, denn sie ist der eigentliche Grund für den Reichtum. So schreibt z. B. Le Laboureur, Danzig sei „die größte Handelsstadt des Nordens, sowohl wegen der Weichsel, die ihr den Handel mit Polen ermöglicht, wie auch wegen des Meeres, von dem es nur eine halbe Meile entfernt liegt."[13] Curicke macht Danzig gar zum Mittelpunkt der großen Handelsstädte:

Und ist dieses bey Dantzig woll zu mercken/ daß sie gleichsam das Centrum und Mittel ist/ dieser zum Theil Königlichen/ zum Theil sonst fürnehmen Reichs- und Handels-Städten/ als nemlich der Stadt Wilde/ Lübeck/ Stockholm/ Krakau/ Lublin/ Leiptzig/ Breßlau/ von denen allen sie 80. Meil weges abgelegen ist/ eben als hette Gott diese Stadt da zu versehen/ auff daß sie gleichsam auß allen Orten ihre Bequämligkeit haben solte/ und könte.[14]

Allerdings hat diese Lage der Stadt auch einen gewissen Nachteil, wie insbesondere die Franzosen bemerken. Sie läßt sich nämlich wegen des Bischofsbergs im Südwesten nicht gut verteidigen. Ogier erklärt, im Kriegsfalle befestige man den Berg.[15] Le Laboureur kennt Wibes Befestigungswerk und schreibt, man erhöhe die Basteien so, daß sie fast dieselbe Höhe wie der Berg erreichten.[16]

Wenn Csombor die merkwürdigen Gebäude hervorhebt, so betonen die Franzosen, die Stadt sei sehr schön und habe schöne Häuser. Ogier widmet sich ausführlich der Beschreibung der Danziger Bürgerhäuser, sogar ihrem Innern, was in Reisebeschreibungen eher unüblich ist, weil sie die Bürgerhäuser meistens pauschal qualifizieren und sich auf die öffentlichen Gebäude beschränken.

Die Häuser sind meistens so gebaut, daß man auf Stufen zu ihnen hinaufsteigt. Da ist dann ein Beischlag mit Bänken und Fußboden von abgeglättetem und nach Art des Marmors poliertem Steine. [...] Die Türen sind sehr kunstreich gemacht und mit Schnitzwerk verziert. Auf die meisten sind Embleme und Sinnbilder geschnitten und deutsche oder lateinische Sentenzen geschrieben.[17]

---

[13] Le Laboureur (s. Anm. 10).

[14] Curicke (s. Anm. 5), S. 26f.

[15] Ogier (s. Anm. 2), S. 722.

[16] Le Laboureur (s. Anm. 10), S. 743. Der holländische Ingenieur Adam Wibe (oder Wiebe, Wybe) ließ 1644 Erde vom Bischofsberg mittels einer Art Schwebebahn zur Bastei führen. Abbildung bei Curicke (s. Anm. 5) S. 384.

[17] Ogier (s. Anm. 2), S. 722.

Ogier bemerkt dann noch, daß man eine Vorliebe für Hirschgeweihe und große Ochsenhörner habe, an denen die Lichter aufgehängt werden.

Csombor erwähnt, es gebe in Danzig elf Kirchen, er zählt sie alle auf. Diejenigen, die eine besonders schöne Innenausstattung aufweisen wie die Marienkirche oder besondere Kuriositäten wie Grabmäler oder eine Kanonenkugel enthalten, werden ausführlicher beschrieben. Csombor, der selbst Kalvinist ist, erwähnt auch bei jeder Kirche, zu welcher Konfession sie gehört. Die meisten Kirchen sind lutheranisch, die Dreifaltigkeitskirche (Franziskaner) und die Peterskirche kalvinistisch, die Bartholomäuskirche gehört Lutheranern und Kalvinisten, von der Elisabethenkirche sagt er, daß in ihr „das helvetische Bekenntnis zu Wort kommt"; ob das eine Umschreibung für Kalvinisten oder für Zwinglianer ist, ist nicht festzustellen. Curicke schreibt in der Elisabethenkirche predigten „die Reformirten", im übrigen seien alle Kirchen, mit Ausnahme der katholischen natürlich, lutheranisch. Katholisch sind nur die Kirchen, die zu Klöstern gehören wie die St. Brigittenkirche und die Dominikanerkirche. Im übrigen bemerken die Reiseschriftsteller immer die Toleranz, die in Danzig herrscht, und daß auch heute als Sekten bezeichnete Konfessionen wie die Wiedertäufer und die Arianer hier leben.[18] Ein interessantes Detail bezüglich der Sprachen berichtet Ogier: In der Kirche der Hl. Brigitta werde von den Jesuiten am Vormittag und am Nachmittag je eine deutsche Predigt gehalten, bei den Karmelitern in der St. Josefs-Kirche werde am frühen Morgen eine polnische, am Nachmittag eine deutsche Predigt gehalten.

Ogier besucht die Marienkirche wegen ihrer Kunstschätze, den Orgeln und Altären. Ogier wie Csombor heben besonders das sagenumwobene *Jüngste Gericht* hervor, welches erst im 19. Jahrhundert Memling zugeschrieben wurde.[19]

Natürlich darf in dieser Aufzählung der hervorragenden Gebäude auch der Artushof nicht fehlen. Csombor hat nicht viel Sinn für dessen Ausstattung, er erwähnt die Häute von Walfischen und Krokodilen, die aufgehängt seien, und interessiert sich im übrigen für das soziale Leben, das sich hier abspielt. Ogier dagegen beschreibt ausführlich die Gemälde im Innern, die Mischung aus christlichen Heiligen und antiker Mythologie. Er meint sogar, wenn Ariost jemals nach Preußen gekommen wäre, müßte man glauben, er habe diese Malereien entworfen. Er nennt den Artushof wegen des dort üblichen Biertrinkens auch den „Bacchustempel". Offensichtlich ist er von den Trinksitten etwas irritiert und bemerkt mit Erstaunen, daß sich die Trinkenden vor den Passanten nicht schämen, weil sie

[18] Ogier schreibt: „Fast alle jene Handwerker sind Wiedertäufer, denn auch diese Sekte hat sich hier verbreitet, so wie die des Luther und Kalvin. Auch finden sich hier an 7000 Katholiken, der Kalvinisten jedoch mehr, am Zahlreichsten aber und vorherrschend sind die Lutheraner." (Siehe Anm. 2, S. 722.) Le Laboureur: „Die Danziger dulden die katholische Religion und allerlei Sekten, sogar die der Arianer lebt in vielen Familien bei ihnen weiter." (Siehe Anm. 10, S. 743.)

[19] Siehe zu diesem Punkt den Beitrag von Hans-Wolf Jäger in diesem Band, S. 71f., ferner auch den von Mirosław Ossowski, S. 125ff.

überzeugt sind, daß sie mit vollem Recht so handeln. Aus einer Bemerkung von Curicke geht hervor, daß auch anderen die Danziger Trinkbräuchen auffielen. Auch Csombor erwähnt, daß sich hier die Kaufleute zum Biertrinken treffen; ihn stört dieser Brauch aber offensichtlich nicht.

Brunnen gehören ebenfalls zu den Dingen, die man beim Besuch einer Stadt beachten soll und die zu ihrem Wert beitragen. Ogier erwähnt denn auch, es gebe viele schöne Brunnen, und weist auch auf den Neptunsbrunnen hin, ohne näher auf ihn einzugehen. Csombor beschreibt den Neptunsbrunnen ausführlich, den er im Zeughaus gesehen hat – er wurde erst 1633 aufgestellt. Man spürt die Freude an dem technischen Wunderwerk, aus dem überall Wasser herausfließt und das die Stadt viel gekostet hat. Curicke bildet den Brunnen ab.

Sowohl Le Laboureur wie Ogier erwähnen auch die die Stadt umgebenden Gärten, in denen man spazieren kann. Auch sie tragen zu den Schönheiten der Stadt bei.

Das Interesse der Reisenden hat sich gemäß den Apodemiken auch auf die Regierungsform zu richten, um ihre eigne Regierung darüber informieren zu können. Daß der aus dem absolutistischen Frankreich stammende Ogier sich besonders für das Verhältnis der Stadt zum polnischen König interessiert, mag nicht erstaunen.

> Obgleich die Stadt ihre eigene Verfassung hat und einen Rath und Gericht, wodurch sie sich selbst regiert; ist sie doch dem König von Polen unterworfen, der ihr alljährlich einen Burggrafen giebt, ihn jedoch aus dem Rathskollegium erwählen muß.[20]

Da der Burggraf der einzige sei, der die Interessen des Königs vertrete, könne er dem König wenig nützen. Hier zeigt sich die Wertung des königstreuen, an absolutistische Herrschaftsformen gewöhnten Franzosen, dem die republikanische Staatsform fremd ist. Die Deutschen stellen in ihren Lobgedichten die Regierung in Danzig immer als sehr weise dar. So schreibt etwa Bernhardi: er habe die „Grawen Häupter" aufs Rathaus gehen sehen,

> Durch deren kluger Witz all' Sachen glücklich stehen/
> In welcher Hertzen wohnt die klug' Auffrichtigkeit/
> So dieses Ortes Ruhm getragen weit vnd breit.

Gott habe den „Raht-Stuel" „Mit Weißheit vnd Verstandt" versehen, so daß die Stadt „gar löblich wird regiert".[21] Auch Greflinger lobt die „Weisen unsrer Stadt", „Der klugen Väter Sinn", die alles zum Nutzen der Stadtbewohner einrichten.[22]

---

[20] Ogier (s. Anm. 2), S. 722.

[21] Georg Bernhardi: *Kurtze vnd einfältige/ jedoch eigentliche vnd gründliche Beschreibung/ Von dem Ursprung vnd erster Erbawung Der Hoch- vnd Weitberümmten Königl: Kauff-See- vnd HandelStadt Dantzigk* [...]. Danzig 1641, Bl. Biij^{v} Kindermann (Hrsg.) (s. Anm. 3, S. 214).

[22] *Das blühende Dantzig, aufgesetzt vom Georg Greblinger aus Regenspurg Anno 1646.* (Handschrift auf der Biblioteka Gdańska der Polnischen Akademie der Wissenschaften). Ich zitiere nach der Handschrift und gebe die Seitenzahlen von Kindermanns Abdruck (s. Anm. 3), hier S. 226.

Curicke hebt ebenfalls die „hohe Prudentz und Vätterliche Vorsorge" der Regierung hervor.[23] Natürlich befinden wir uns hier in der Gattung des Lobgedichts, wo alles positiv dargestellt werden muß, insbesondere wenn die Autoren mit ihrem Gedicht eine Unterstützung der Stadt anstreben – der eigentliche Zweck solcher Lobgedichte.[24]

Lobgedichte

Das Städtelob ist eine insbesondere für das 17. Jahrhundert kaum erforschte Gattung.[25] Rhetorisch folgt sie den Regeln für das Lob mit einer Vorliebe für den Vergleich und das Übertreffen, welches sich in der Hyperbel äußert. Trotz diesem mehr oder weniger großen rhetorischen Aufwand müssen natürlich die individuellen Merkmale der Städte hervorgehoben werden, insbesondere jene, die auch von den Apodemiken der Aufmerksamkeit des Reisenden empfohlen werden, so daß doch ein bestimmtes Bild der Stadt entsteht.

Neben den schon erwähnten Gedichten von Bernhardi und Greflinger werde ich auch das *Vergötterte Dantzig* von Salicetus ansehen.[26] Alle drei Lobgedichte beginnen mit der Gründungslegende der Stadt,[27] welche zugleich den Namen Danzig erklären soll. Strukturell folgt die Geschichte dem aus Schillers *Wilhelm Tell* bekannten Muster des Aufstands des freien Volkes gegen den ungerecht handelnden Tyrannen: Die freien Fischer aus dem Dorf Wicke werden von ihrem Herrn, einem Fürsten aus der Kaschubei, Hagel genannt, unterdrückt. Sie müssen hart für ihn arbeiten. Wie es dem Tyrannenbild entspricht, werden die Frauen aufs Schloß geschleppt und dort vergewaltigt.

> Er vnd sein loses Volck die thäten darzu kräncken
> Das weibliche Geschlecht/ es war gleich jung vnd alt/
> An Ehren fromm vnd keusch/ er namms weg mit gewalt
> Vnd führts hin auff sein Schloß/ den teufflischen Mutthwillen
> Nach seiner Lust-begier daselbsten zu erfüllen.[28]

Das Volk hält endlich Rat, tut einen Schwur, daß es wie ein Mann zusammenstehen will, um sich von dem Tyrannen zu befreien. Allerdings muß der passende Zeitpunkt abgewartet werden. Dieser scheint anläßlich eines Festes gekommen. Die

---

[23] Curicke (s. Anm. 5, *Vorwort*). Vgl. Stekelenburg: „Regelmäßig erreichen den Danziger Rat poetische Schilderungen, welche die Stadt, ihre kluge und fürsorgliche Regierung, das glückliche Zusammenleben der Stände in ihr [...] zum Gegenstand machen." (s. Anm. 6, S. 173)

[24] Die Überlegung von Leigthon (s. Anm. 9), daß die etablierten Autoren dies nicht nötig gehabt hätten, trifft nicht zu, denn Lehrer und auch Geistliche waren nicht gut bezahlt.

[25] Siehe Erich Kleinschmidt: *Stadt und Literatur in der frühen Neuzeit.* [...] Wien 1982, S. 300.

[26] I. G. Salicetus: *Vergöttertes Dantzig.* [Vorwort datiert Mai 1643.]

[27] Kindermann (s. Anm. 3) druckt diesen Teil der Lobgedichte nie ab. Dadurch entsteht ein falscher Eindruck über ihren Inhalt.

[28] Bernhardi (s. Anm. 21), Bl. Av^{r}.

Wicker bewaffnen sich mit den Waffen, die zur Hand sind, Beil, Flegel, Prügel, dringen in das Schloß ein und erschlagen Hagel. Dieser soll sterbend ausgerufen haben:

O Tantz' du böser Tantz! wie hastu mich betrogen/
Vnd nun so liederlich von meinem Reich gezogen?
Dannhero schreibet man das von dem Tantz vnd Wyck
Die Stadt bekommen hab' den Namen Dantzewick.[29]

Diese Legende ist wichtig, um die Freiheitsliebe der Danziger zu begründen, wie aus Salicetus' Formulierung hervorgeht, der dieselbe Geschichte erzählt:

Damit so ward man frey: fortan ists nie geschehen/
Das man die Dantzger-Welt in dienstbarkeit gesehen/
Es ist ein solches Volck/ das seine freyheit liebt/
Das sich eh' in den tod als in die bande giebt.[30]

Die Quelle dieser Sage vom Aufstand gegen den Tyrannen scheint die Chronik von Kaspar Schütz zu sein.[31] Interessant ist, daß Curicke diese These ablehnt und den Namen Danzig auf die Goten zurückführt. Für die Dichter ist die Geschichte von der Ermordung des Tyrannen jedoch ein dankbarer Gegenstand und die Etymologie 'Tanz' ist auch poetischer als die Rückführung auf einen nicht verständlichen gotischen Namen.

Auf diese Befreiungsgeschichte folgt jeweils die Geschichte der Stadtgründung durch Fürst Subislaus. Diese ahmt offensichtlich die Gründung von Karthago nach: Die Größe der Stadt wird durch die Anzahl der Wicker, die einen Kreis bilden, bestimmt. Greflinger beschreibt dies so:

Verleihet uns nicht mehr alß diesen Plan
Den wir mit unsrer Handt zur Stadt begreiffen können.
Wolan, sprach Subislaus, ich wil es euch vergönnen.
Da häuffte sich das Volck zusammen/ grün und greiß,
Und schloßen diesen Platz in ihrer Hände Kreiß
Wo nun die Altstadt ist.[32]

---

[29] Bernhardi (s. Anm. 21), Bl. Avii^{r}. Die Parallelen zum Aufstand gegen die Tyrannen in der Schweiz sind offensichtlich. Auch im Tell-Stoff werden die Tyrannen dadurch charakterisiert, daß sie das Volk durch ungerechte Abgaben drücken und die Frauen vergewaltigen. Auch dort muß das Volk mit den Waffen, die es gerade besitzt, gegen die Tyrannen vorgehen und damit seine Freiheitsliebe verteidigen. Am ausführlichsten beschreibt Greflinger den Aufstand. Er läßt einen Schultzen den Wickern vorstellen, wie ungerecht sie behandelt würden, und fordert sie zum Widerstand auf. Die Vorbereitungen werden ebenfalls ausführlich beschrieben (Greflinger, siehe Anm. 22, S. 9-15.)

[30] Salicetus (s. Anm. 26), Bl. Aii^{v}.

[31] Kaspar Schütz: *Historia Rerum Prussicarum. Das ist wahrhaffte und eigentliche Beschreibung der Lande Preußen.* Zerbst 1592.

[32] Greflinger (s. Anm. 22), S. 16. Bernhardi (s. Anm. 21) schmückt die Passage sehr aus, indem er aufzählt, wer alles zum Kreis zusammentrat, nicht nur der „Haußwirt mit den seinen", sondern auch alle Kinder, Knechte, Mägde und selbst die Fremden (Bl. Bi^{v}).

Georg Bernhardis *Kurtze und einfältige/ jedoch eigentliche und gründliche Beschreibung Von dem Ursprung und erster Erbawung Der Hoch-und Weitberümten Königl. Kauff-See- und HandelStadt Dantzigk* von 1641 ist in einem relativ sachlichen Stil gehalten, es werden wenige der für Lobgedichte üblichen Figuren wie Metaphern oder Hyperbeln gebraucht. Georg Bernhardi, ein Exulant, war der Kantor und Pauperum praeceptor in der Marien-Gemeinde. Nach der historischen Einleitung, die mehr als die Hälfte des Gedichts umfaßt und von der Gründung Danzigs bis zu den Untaten des Deutschritterordens reicht, wird die Stadt in Form eines Spaziergangs beschrieben:

Ich wil zum Thor ein gehn/ mich erst beschawen eben/
Was mir wird kommen für/ und was ich werde sehn/
Das will ich zeichnen auff/ vnd will es lassen stehn.[33]

Bernhardi beschreibt zunächst die prächtigen Häuser, die breiten Gassen, die Brunnen, dann die öffentlichen Gebäude, das Rathaus und den Artushof mit seinem Ofen,[34] die Lindenallee. Sehr viele Verse verwendet er für die Beschreibung des Handels der Stadt Danzig. Hier greift er zum Mittel der Amplificatio, um die Weltläufigkeit Danzig anschaulich zu machen, indem er die einzelnen Länder, aus denen die Schiffe kommen, über mehrere Verse hinweg aufzählt.

Hier find man andere auß See- und Niederland/
Auß Franckreich/ EngelLand/ auß HolLand unnd Braband/
Hier kommen Schiffe her auß Ost- und WestIndien/
Auß Welschland/ Portugal/ Venedig/ auß Hispanien
Auß Schweden/ Dennemarck auß Ost- und West-FrießLand
Auß Norwegen/ Finmarck/ auß Chur- und auß LiffLand".[35]

Diese Verbindungen mit dem Ausland verschaffen Danzig nicht nur Reichtum, sondern auch den Zugang zu lebenswichtigen Gütern wie Getreide, welches auf der Weichsel aus Polen transportiert wird, oder Wein, den die am Rhein wohnenden Ausländer nach Polen bringen.

Wenn hier der Nutzen hervorgehoben wird, so wird die Umgebung Danzigs unter ästhetischem Gesichtspunkt betrachtet: „schöne Wälder/ See/ Wiesen/ Berg und Thal", „lustige Felder", „schöne Gärten" umgeben Danzig, ja er zeichnet einen eigentlichen *locus amoenus*:

Viel schöne Gärten auch darin der Blumen schaar
Sehr häuffig stehn gemahlt: die Quellen springen dar

[33] Bernhardi (s. Anm. 21), Bl. Biij[r].

[34] Zur Rolle des Ofens siehe den Beitrag von Hans-Wolf Jäger in diesem Band, S. 61f.

[35] Bernhardi (s. Anm. 21), Bl.Bvv (Kindermann, s. Anm. 3, S. 215). Vgl. Curicke (s. Anm. 5), der ebenfalls die Herkunft der Schiffe nennt: „also daß man allerhand Schiffe und Leute auß Engeland/ Schottland/ Franckreich/ Spanien/ Italien/ Schweden/ Dennemarck/ und Norwegen/ insonderheit Holländer in der Stadt täglich für Augen hatt." (S. 27)

Auß ihren Armen auff. Die Awen stehn geschmückt
Mit Blumen allerhand/ mit Lust man die anblickt.[36]

Zu dieser Art Paradies, das hier entworfen wird, gehört, daß es in den Wäldern viele wilde Tiere gibt, Schafe „bey tausenden" auf den grünen Auen „spatzieren" und das Korn dicht steht. Gott hat die Menschen hier mit reichen Gaben versehen.[37]

Viele Verse verwendet Bernhardi auf die Beschreibung der großen Gelehrsamkeit in Danzig: Wie in Griechenland spricht man Griechisch, wie in Latium Latein, hier gibt es Dichter und die besten Redner, Rechtsgelehrte, Theologen, Ärzte kann man hier finden. Das stimmt überein mit dem, was Curicke über die am *Gymnasium academicum* gelehrten Fächer berichtet. Es fehlt gegenüber Curicke einzig das Hebräische, welches offensichtlich nicht zum Kanon der Gelehrsamkeit gehört. Hofmannswaldau schreibt übrigens, daß er in Danzig „die Welsche, Französische und Nieder-Deutsche Sprache gleichsam spielende [...] begrief."[38]

Weniger nüchtern als Bernhardi besingt 1643, wie schon der Titel *Vergöttertes Danzig* andeutet, J.G. Salicetus Danzig. Beim Autor handelt sich wahrscheinlich um Johann Klein, Rektor an der Katharinenschule.[39] Schon der Anfang ist bezeichnend für die Hyperbeln, die im folgenden gebraucht werden: Danzig ist für Salicetus das Meisterstück der Natur, ein Mikrokosmos, ein Wunderwerk.[40] Der Dichter will den Ruhm der Stadt „bis an die Sterne treiben".[41]

Der Reiz des Gedichtes von Salicetus besteht darin, daß Danzig als Wohnsitz der Götter beschrieben wird. Er erzählt zwar die bekannte Entstehungsgeschichte Danzigs, um sie dann aber durch seine eigene Version zu ersetzen:

ich aber wolte gleuben/
Das eben am Revier/ da Dantzig wird geschawt/
Der Castalinnen sitz gewesen aufferbawt/
Vnd das Apollo selbst/ die Götter vnd Göttinnen/

---

[36] Bernhardi (s. Anm. 21), Bl.Bvi[r]. (Kindermann, s. Anm. 3, S. 215).

[37] Vgl. Stekelenburg (s. Anm. 6, S. 130), der beschreibt, daß die Bauern tatsächlich wohlhabend waren.

[38] Zit. nach Mannack (s. Anm. 4), S. 297.

[39] Siehe dazu Stekelenburg (s. Anm. 6), S. 96.

[40] Ich singe Dantzig dich/ Princeßin aller Plätze
Du Städte-Keyserin/ Molucco reicher schätze/
Naturen Meisterstück/ du mehr als kleine Welt/
Europens wunderwerck/ du andres Himmels-Zelt
Du rechtes Cefala/ dich/ dich wil ich beschreiben/
Dich/ dich sol meine Hand biß an die Sterne treiben
Da wo du hin gehörst.
(Salicetus (s. Anm. 26, Bl.Aij[r]), Kindermann (s. Anm. 3), S. 217f.)

[41] Vgl. die ähnliche Formulierung bei Greflinger:
Apollo helffe mier, Ich wil von Dantzig singen.
Und, wo es möglich ist, es an die Sterne bringen.
(Greflinger, s. Anm. 22, S. 8. Kindermann (s. Anm. 3), S. 223.)

An eben diesen Ort/ da sie noch wohnen innen
Versamblet worden seyn; wo Dantzig hingelegt/
Da ward allzeit zuvor der Götter Dantz gehegt.[42]

So bald die Stadt erbaut war, seien die Götter hier eingezogen. Minerva hat hier ihren Sitz und einen Tempel „verschantzet mit Büchern vnd mit kunst", die Musen werden durch das Glockenspiel verehrt. Daß die Meergötter Thetis und Neptun eine wichtige Rolle spielen, ist zu erwarten. Neptun hat Danzig fast mehr geliebt als Amsterdam. Hierhin schicken alle Erdteile ihre Waren. Mars hat die Stadt vor Feinden befestigt. Ceres und Bacchus streiten um das Regiment, Ceres preist ihr Bier, das übrigens in allen Lobgedichten vorkommt, Bacchus seinen Wein. Plutus hat die Schatzkammer gefüllt. Wenn es wahr sei, daß Venus in Cypern geboren worden sei, meint Salicetus, so müsse hier Cypern sein, hier werde sie verehrt, hier fallen alle Liebesgeschichten vor, die Ovid beschrieben hat. Neben Venus wirkt „der Dianen Volck", die Nymphen, auf die Herzen der Bewohner. Es gehört zwar zu den Stadtbeschreibungen, auch ihre Bewohner zu beschreiben, aber die Nennung von Venus und Ovid geht doch über das Übliche hinaus. Allerdings betont auch Csombor, daß man den Frauen Hochachtung entgegenbringe und mehr der Venus als dem Mars huldige.[43]

Kurz und gut: In Danzig führt „aller Götter heer" die Regierung, Danzig ist das „Paradieß der Erden", der „Götter Hauß", der Hafen des Friedens, ist folglich der Himmel selbst. Weiter wird man das Lob einer Stadt kaum treiben können.

Danzig als Stadt des Friedens – wir befinden uns noch im Dreißigjährigen Krieg, – kehrt in allen drei Gedichten wieder,[44] was nicht erstaunt, wenn man sieht, daß offenbar alle drei Autoren nicht zuletzt auch wegen des Krieges nach Danzig gekommen sind.

Dies gilt auch für Georg Greflinger, der sich 1639-1642 und 1644-1646 in Danzig aufhielt[45] und bei dieser Gelegenheit das Lobgedicht *Das blühende Dantzig aufgesetzt von Georg Greblinger aus Regenspurg An. 1646* verfaßte, welches nur handschriftlich überliefert ist. Das Gedicht ist in einem weniger hyperbolischen Stil gehalten als dasjenige des Salicetus. Es beruht inhaltlich größtenteils auf den Beschreibungen von Bernhardi und Curicke. Von dem ersteren übernimmt er die

[42] Salicetus (s. Anm. 26), Bl. Aiij[r].
[43] Csombor (s. Anm. 1), S. 701.
[44] Stekelenburg (s. Anm. 6), S. 95ff.
[45] Zu den Daten siehe Stekelenburg (s. Anm. 6), S. 175. Heiduck gibt nur die Jahre 1640-43 als Aufenthalt Greflingers in Danzig an. Dies kann nicht richtig sein, da das Gedicht von Greflinger ja datiert ist. Greflinger kennt auch das erst 1644 gebaute Festungswerk von Wibe. (Franz Heiduck: *Georg Greflinger. Neue Daten zu Leben und Werk.* In: „Daphnis" 9, 1980, S. 209, besonders S. 196.) Das Gedicht von Greflinger ist zum ersten Mal in Kindermann (s. Anm. 6), S. 223-230 abgedruckt.

Idee des Spaziergangs, von dem letzteren vor allem die Einzelheiten der Tier- und Pflanzenwelt.[46]

Als Ausgangspunkt des Spaziergangs dient ein Berg, der erlaubt, auf Danzig zu blicken, seine Umgebung, die schönen Gärten mit fremden Blumen und Früchten, die fetten Weiden und das Vieh, die Flüsse und das Meer, die für den Handel wichtig sind, zu erwähnen. Ausführlich beschreibt er die ganz neue Befestigungsanlage des niederländischen Ingenieurs Wibe. Es folgt dann eine Aufzählung der Bauten der Stadt. Zum Zeichen, daß er im Gegensatz zu andern Verfassern von Lobgedichten nicht übertreibt, erwähnt er beim Zeughaus, daß dasjenige Venedigs das Danziger übertreffe, daß dieses aber zusammen mit dem von Dresden an zweiter Stelle komme. Wie Salicetus erwähnt Greflinger die schönen Frauen, die Venus überlegen sind, es gibt mehr schöne Frauen in Danzig, als es Sterne am Himmel gibt. Auch die Musen sind hier zu finden. Proportional ausführlicher als die kulturellen Erscheinungen wie Kirchen, Rathaus, Artushof usw. werden die leiblichen Genüsse beschrieben. Für das „Brauwerk", welches „weit und breit beschryen" sei, werden nicht weniger als acht Verse verwendet. Fleisch, Wildbret und Fische nehmen weitere achtzehn Verse ein. Das Gedicht endet mit einem Lob des Königs und einem Aufruf an seine potentiellen Feinde, Frieden zu halten, da der König alle besiegt.

Als ein wichtiges rhetorisches Mittel des Städtelobs erweist sich der Vergleich mit anderen Städten, mit denen die gelobte Stadt gleichgesetzt wird oder die sie gar übertrifft. Aufschlußreich ist, welche Städte hierfür in Betracht gezogen werden, welches *tertium comparationis* dem Vergleich jeweils zugrunde liegt. Salicetus nennt Danzig Molucco und Cefala. Mit Molucco sind offenbar die Molukkischen Inseln im Indischen Ozean gemeint, welche besonders viele Edelsteine hervorbringen, womit auf Danzigs Reichtum angespielt wird.[47] Mit Cefala könnte er Cephalonia (ein anderer Name für Samos) meinen, wo gemäß Zedler Rosinen, Oel, Korn, Getreide wachsen und die Blumen im Winter blühen. Auf die Gelehrsamkeit zielen die Vergleiche von Greflinger mit Jerusalem, Rom und Athen, mit Chaldea und Syrien. Der Vergleich mit Amsterdam, der sich bei Salicetus findet, beruht auf der Funktion der Hafen- und Handelsstadt. In bezug auf die Funktion als Hauptstadt vergleicht Greflinger im Epigramm (s. Anm. 3) Danzig mit Paris und Neapel. Interessant ist, daß Greflinger auch die Landschaft eines Vergleichs bzw. einer Hyperbel für würdig hält. Die Umgebung von Danzig übertreffe das Rosental in Leipzig, die Hallerwiese in Nürnberg und sogar den Werder seiner Heimatstadt Regensburg.

---

[46] Dies zeigt sich besonders bei der ausführlichen Aufzählung der Fische, welche Curicke (s. Anm. 5), S. 27 entspricht.

[47] Zedler: *Großes vollständiges Universal Lexicon.*

Schluß

Auffällig ist, daß die drei Lobgedichte, die Reisebeschreibungen und die Darstellung von Curicke aus der ersten Jahrhunderthälfte, vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, stammen, als Danzig von der Verschonung durch den Krieg profitierte. Wie es mit späteren Beschreibungen steht, müßte an Ort und Stelle erforscht werden. Danzig gilt in allen Darstellungen als reiche Handelsstadt, in der Schiffe aus der ganzen Welt anlegen, so daß auch kein Mangel an irgendwelchen Waren herrscht, im Gegenteil man kann hier Exotisches und Kuriositäten sehen. Auf der andern Seite wäre eine nur auf den Handel ausgerichtete Stadt wohl kaum besingenswert, wenn sie nicht auch über angenehme Seiten verfügte sowohl in bezug auf das Stadtbild wie auf die Umgebung der Stadt. Als Sitz der Künste und Wissenschaften kann es Danzig mit den antiken Städten aufnehmen, sie machen seine eigentliche Anziehungskraft aus, wie Greflinger schreibt:

> Was nirgendts Platz mehr hat, das zieht in diese Stadt,
> Dieweil sie Künste liebt und guten Frieden hat.